Elisabeth Mayr:
Das Rautensymbol im Viertel ober dem Wienerwald

Einleitung

Hausfassaden sind ein beliebter Anbringungsort für Zierat aller Art. Sonnen, Sterne, Strahlen, Herzen, Köpfe und viele Symbole mehr finden sich an Türen und Toren sowie über und unter Fenstern. Diese Motive wirken auf uns heute meist als Verzierung, doch kam ihnen ursprünglich oft eine andere Funktion zu. Um die Bedeutung eines Symbols kennenzulernen, bedarf es aber eines genauen Analysierens und Forschens.

In der vorliegenden Arbeit soll dieser Versuch bei einem besonders häufig auftretenden Zeichen gemacht werden. Es handelt sich dabei um den sogenannten Rhombus (oder Raute), welcher in zahlreichen Variationen offensichtlich weltweit als Fassadenornamentik auftritt. Von mir wurde er in vielen Teilen Europas sowie in Argentinien und Australien festgestellt. Die Frage, ob es sich hier um Kulturübertragung oder um unabhängiges »Erfinden« handelt, ist schwer zu beantworten, für den Ethologen aber nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Da alle Menschen durch eine gemeinsame Stammesgeschichte verbunden sind und über eine grundsätzlich gleiche Verhaltensausstattung verfügen, können sich an ganz verschiedenen Orten der Welt gleiche Ideen und Vorstellungen entwickeln. Die jeweilige Verwirklichung hängt stark davon ab, welche Materialien und Arbeitsmöglichkeiten die Umgebung »anbietet«.

Der Versuch, die Bedeutung des Rautensymbols an Hausfassaden zu finden, soll hier an einem kleinen Gebiet Österreichs unternommen werden, in welchem dieses Zeichen häufig zu finden ist und das ich persönlich besonders gut kenne. Da dieses Phänomen möglichst genau bearbeitet und unter Berücksichtigung eventueller Einflüsse von Geschichte, Wirtschafts- und Siedlungsform untersucht werden sollte, erschien eine Gebietseinschränkung unbedingt notwendig.

Die untersuchten Symbole finden sich an Bauernhäusern und Wirtschaftsgebäuden, zumeist an den Toren selbst oder aber an einem anderen Teil der Fassade. Das älteste Tor ist 120 Jahre alt. In dem bäuerlichen Bereich, um den es sich hier handelt und in welchem früher vorzugsweise mit Holz und Stroh gebaut wurde, lassen sich ältere Gebäude kaum finden. In anderen Teilen Österreichs konnte ich das Rautensymbol bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen.

Einige der Tore, die in dieser Arbeit abgebildet sind, existieren nicht mehr. Die alten Holztore werden zunehmend durch Kunststofftore ersetzt und nach meiner Schätzung in ca. 20 Jahren verschwunden sein. Die Erforschung dieses alten Kulturgutes wird daher stark beeinträchtigt und steht unter Zeitdruck. Die Fotos wurden zwischen den Jahren 1980 und 1982 aufgenommen.

1. Die Raute im Viertel ober dem Wienerwald

Bei dem untersuchten Gebiet handelt es sich um einen Teil des Viertels ober dem Wienerwald (NÖ.), welches nordwestlich von Neulengbach gelegen ist.

In der Folge werden kurz Geschichte, Wirtschaft und Siedlungsform dieses Raumes vorgestellt, um sodann die hier bestehende Verbreitung und Variationsbreite der Rhomben zu besprechen, sowie das Ergebnis einer Befragung der Bevölkerung über die Bedeutung des Rautensymbols.

1.1 Geschichte

Die Geschichte des behandelten Raumes war, wie im gesamten Osten Österreichs, äußerst turbulent. Auf eine illyrisch-keltische Urbevölkerung folgten die Römer, die in der Zeit der Völkerwanderung von Awaren, Bayern und Slawen abgelöst wurden. Fast alle Völker hinterließen Spuren in den Ortsnamen. Im Anschluß an die von Karl dem Großen siegreich beendeten Awarenkriege begann eine Besiedlung der Donau bis zur Traisen durch die Franken. Nach der Zurückdrängung der Magyaren durch Otto den Großen (955) wurde hier die ottonische Mark errichtet.

Auch das folgende Jahrtausend brachte wenig Frieden. Immer wieder mußten in der jungen babenbergischen Ostmark Einfälle der Magyaren und Slawen abgewehrt werden. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte das Land unter Schweden, Türken, Tataren und den ungarischen Kuruzzen, Anfang des 19. Jahrhunderts unter den Franzosen zu leiden. Besonders drastisch wirkte sich natürlich der Einfall der Türken im Jahre 1683 aus. 70 Prozent der Bevölkerung wurden erschlagen oder verschleppt und das Land dermaßen verwüstet, daß es jahrelang brach lag. Um 1690 begann eine von Karl VI. in die Wege geleitete Besiedlungsaktivität, in deren Verlauf Leute aus der Gegend um Augsburg angesiedelt wurden. Man bezeichnete sie, wie fast alle aus dem Westen stammenden Siedler, kurzweg als »Schwaben«. Sie bauten einen Großteil der Dörfer wieder auf. Eine Anzahl von Ortschaften verschwand allerdings von der Landkarte wie beispielsweise Tieffenthal, welches in der Nähe von Diesendorf gelegen war.

1.2 Wirtschaft

Wirtschaftlich beschäftigt man sich heute hier mit Stallviehhaltung, Getreide-, Kartoffel-, Zuckerrüben- und Maisanbau sowie ein wenig Weinbau. Die Anzahl der hauptberuflichen Bauern ist jedoch stark zurückgegangen; sehr viele sind sogenannte »Wochenendbauern«, die werktags in einer Fabrik oder als Maurer arbeiten und daneben, nur am Wochenende, ihre Wirtschaft besorgen. Reiche Großbauern gibt es kaum. Ein Besitz gilt als groß, wenn er 40 bis 50 Hektar umfaßt. Im Westen Österreichs sind es 200 bis 250 Hektar.

Die Wirtschaftsformen finden ihren Niederschlag in der Ausgestaltung der Wirtschaftsgebäude sowie in der Struktur der Dörfer. Ställe und Scheunen befinden sich direkt beim Hof, wohingegen Kartoffel- und Weinkeller meist außerhalb der Dörfer vereinzelt stehen oder in Gruppen bis zu fünf Kellern beisammen liegen. Preßhäuser sind zumeist einzeln in der Nähe der Weingärten gelegen.

Die typischen Kellergassen fehlen hier, mitunter liegen die Keller aber gegenüber den Häuserzeilen, so daß der Eindruck von Kellergassen entsteht. Beispiele für diese Dorfform sind Waltendorf und Weinzierl bei Ebersdorf, in beiden Fällen besteht die am Fuße eines Weinhanges gelegene Straßenseite fast ausschließlich aus Weinkellern und Preßhäusern.

1.3 Siedlungsform

Die Größe der Dörfer des hier behandelten Gebietes schwankt zwischen 2 und 150 Häusern. Die häufigste Siedlungsform, nämlich langgezogene Straßendörfer, stammt aus der Zeit der französischen Kolonisierung.

Die Häuser wurden direkt an die Straße gebaut, Hof und Garten dahinter angelegt, so daß ein Ring von Gärten die Dörfer umgab. Heute ist von der ursprünglichen Struktur kaum mehr etwas zu erkennen. Fast nirgends findet man einheitliche Ortsbilder. Neben alten Bauernhäusern und städtisch beeinflußten Gebäuden, wie sie in den größeren Siedlungen um die Zeit der Jahrhundertwende gebaut wurden, wurden und werden vor allem bungalowartige Neubauten

errichtet. Zu der Zerstörung des alten Ortsbildes tragen auch viele Wochenendhäuser bei.

Die Gehöftformen, vor allem Dreiseit-, Paar- und Hakenhöfe, könnten ebenfalls aus der fränkischen Zeit stammen, wie Pöttler (1982) das für die Oststeiermark annimmt, oder aber, nach mündlicher Mitteilung von Dr. Gärtner, Pfarrer von Kapelln, vielleicht noch weiter zurückreichen. Er weist auf die Ähnlichkeit des hier typischen Bauernhauses mit einem römischen Atriumhaus hin. Nach außen unscheinbar, verfügen die Häuser über sehr sorgfältig gestaltete Innenhöfe. Fast überall finden sich vor den Wohnräumen und Stallungen gelegene Arkaden (auch »Labn«, »Trettn« oder »Gredn« genannt), die eine optimale Anpassung an das herrschende Klima darstellen. Sie lassen weder sommerliche Hitze noch winterliche Kälte direkt an die Hausmauern heran und gewähren zu jeder Jahreszeit einen trockenen Weg zu den Ställen. Der Name »Gredn« (lat. gradus) weist ebenfalls auf römischen Ursprung hin.

Es wäre denkbar, daß man seit der Römerzeit hier kontinuierlich mit Ziegeln baute, wurden doch namentlich im Bereich der Legionslager, wo dies nur möglich war, Ziegel hergestellt. So befand sich auch in Böheimkirchen ein römisches Ziegelwerk. Anscheinend hat dieser optimal dem Klima angepaßte Haustyp alle geschichtlichen Wirrnisse überdauert. Sicher mußten daneben immer wieder andere Hausformen auftreten, die von den sich in rascher Folge ablösenden Völkern mitgebracht wurden. Da diese zumeist aus Holz errichtet wurden, sind diese Häuser für uns »spurlos« verschwunden. Auch auf die römischen Ziegelbauten kann man nur noch aus einzelnen Ziegeln mit Legionsstempeln, die bis heute erhalten blieben, Rückschlüsse ziehen.

1.4 Rautensymbol

Wie bereits erwähnt, sind die Häuser dieses Raumes nach außen hin ziemlich schmucklos. Um so mehr fallen die zahlreichen Rhomben auf, welche sich an Haustoren sowie über und unter Fenstern befinden. Sie sind an Bauernhäusern, Feuerwehrhäusern und vor allem an vielen Wirtschaftsgebäuden angebracht. An letzteren sind sie besonders häufig, da Kartoffel- und Weinkeller bei weitem seltener renoviert werden als die Wohnhäuser. Im Zuge von Renovierungen werden zumeist die alten Holztore durch Kunststofftore ersetzt und die Fassaden abgeschlagen.

Die Rhomben sind fast ausschließlich der Straße zugekehrt, in sehr seltenen Fällen an einer seitlichen Hausmauer. Über und unter Fenstern sind sie aus Mauerwerk oder Kratzputz, oder

Abb. 1: Diesendorf

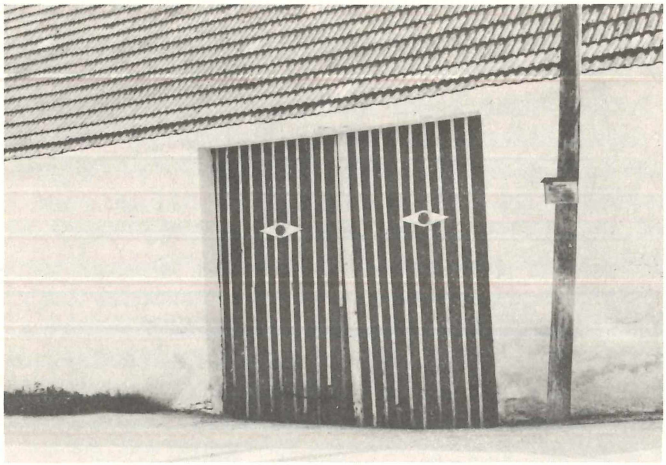


Abb. 2: Anzing bei Würmla

man malt sie nur mittels Farbe auf. An Türen und Toren hingegen wurden die aus Holz gefertigten Rauten meist aufgeleimt oder angenagelt. In die schmalen Schmiedeeisenbänder der Tore ist das Motiv oft eingraviert oder aber auch aufgesetzt.

Die Tore sind zumeist aus Brettern längs oder quer zusammengefügt, darüber werden häufig dünne Deckleisten angebracht. Der obere Teil der Tore zeigt oft Strahlenornamentik. Häufig befinden sich zwei oder vier Rauten (siehe Abb. 1) auf den großen Einfahrtstoren. Manchmal findet man in den Rhomben die Initialen der Besitzer sowie das Baujahr eingeschnitzt. Auch ein Kreis kann in die Rauten eingeschrieben sein (siehe Abb. 2).

Abbildung 3 dokumentiert die Variationsbreite der Rhomben, wie man sie in dem hier behandelten Gebiet findet. Nicht alle Motive können noch als echte Rauten bezeichnet werden, müssen aber auf Grund der Gestaltähnlichkeit und des analogen Anbringungsortes

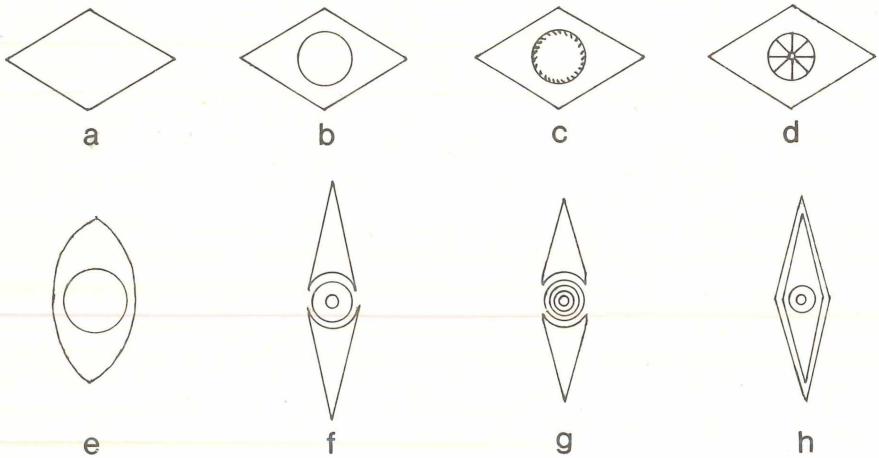


Abb. 3: Variationsbreite des Rautenmotivs
a–c: Holz
d: Holz mit Türknauf aus Schmiedeeisen
e: Mauerwerk
f–h: Schmiedeeisen

demselben Phänomen zugeordnet werden. In dem in der vorliegenden Arbeit verwendeten Begriff »Rautensymbol« sind auch diese Variationsmöglichkeiten mit eingeschlossen.

Die Variationsbreite des Rautensymbols wird durch die Zeichnungen recht gut gezeigt. Selbstverständlich findet man immer wieder Abweichungen und Weiterentwicklungen des Motivs. Ein interessantes Beispiel zeigt Abb. 4. Hier wurde eine Schnur dermaßen durch ein Gitter geflochten, daß sich annähernd die Rautenform ergibt. Die Schnur ist heute von verblichenem Grau, war aber, wie mir der Besitzer mitteilte, ursprünglich rot.

Die Tatsache, daß trotz der allgemeinen Schmucklosigkeit der Häuser Rhomben äußerst zahlreich an den Hausfassaden angebracht sind, ist ein deutliches Indiz dafür, daß diesen Ornamenten ursprünglich eine echte Funktion zukam. Ob diese heute noch bekannt ist, sollte durch Befragen der Bevölkerung geklärt werden.

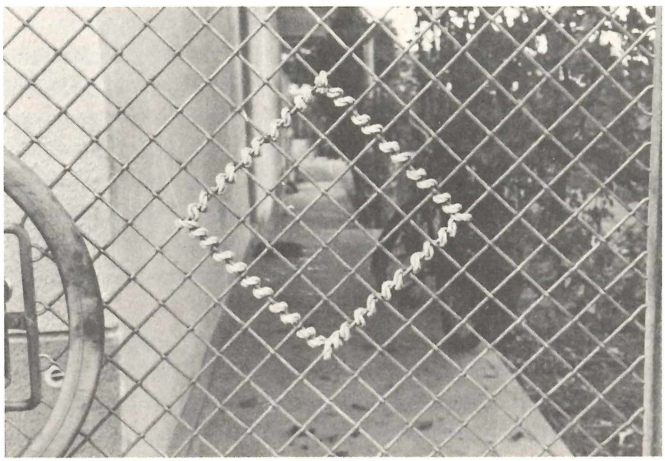


Abb. 4: Perschling

1.5 Wissen der Bevölkerung

Während der zwei Jahre, in denen ich die Gegend systematischer durchforschen konnte, wurde mir auf Fragen nach der Bedeutung der Rautenornamente wiederholt erklärt: »Das ist nur Verzierung.« Da solche Zufallsgespräche noch keine Rückschlüsse auf das Wissen der Bevölkerung zuließen, führte ich während einer Woche eine gründliche Befragung durch. Unter Standardbedingungen wurden 15 Personen befragt. Diese waren zwischen 35 und 75 Jahren alt. Wieder war die Antwort fast immer: »Das ist nur Zierde« (auch Schönheit, Verzierung); einmal: »das könnten Sonnen sein«; einmal: »Sterne«, und einmal bei einem Tor mit vier Rauten: »Vielleicht sollen sie die vier Jahreszeiten darstellen.«

Nebenbei konnten einige Daten über Alter und Herstellung der Tore erfragt werden. Diese sind im Durchschnitt zwischen 35 und 120 Jahren alt, wurden in der Regel von einem in der Nähe wohnenden Zimmermann (Zimmerer, Zimmerpolier) hergestellt, oftmal auch vom eigenen Großvater oder Urgroßvater. Das Aussehen der Tore wird von den Besitzern des Hauses bestimmt und mit dem Zimmermeister besprochen. Dieser hat eine Reihe von Vorlagen, aus denen die Verzierung für das Tor ausgesucht werden kann.

In der Folge suchte ich einen Zimmermann auf, der auch an Berufsschulen für Tischler unterrichtet. Auf meine Frage nach der Bedeutung der Rhomben legte er mir sofort eine Reihe volkskundlicher Bücher vor, denen er seine Kenntnisse über die von ihm verwendeten

Symbole entnimmt. Er bezeichnet die Raute daher als Fruchtbarkeitssymbol, wobei ihm aber offenbar nicht bewußt ist, daß dieser Deutung eine Abstraktion und Ritualisierung der Vulva zugrunde liegt. Er sieht seine Aufgabe darin, in Vergessenheit geratenes Wissen wieder lebendig werden zu lassen, und gibt dieses daher auch an seine Kunden weiter, allerdings ohne die Ursprünge der Bedeutungen näher zu kennen.

Die Befragungsergebnisse zeigen, daß kein lebendiges Wissen um die Bedeutung des Rautensymbols vorhanden ist oder aber, daß es nicht preisgegeben wird. Will man seine eigentliche Funktion klären, muß man tiefer in der Geschichte, ja vielleicht sogar der menschlichen Stammesgeschichte nachforschen.

2. Die Raute in Geschichte, Früh- und Urgeschichte

Ein Rhombus oder eine Raute ist ein Parallelogramm mit gleichen Seitenlängen. Etymologisch wird der Begriff »Raute« von der pflanzlichen Raute abgeleitet, das Wörterbuch der deutschen Volkskunde gibt dafür folgende Erklärung: »Denkt man die Spitzen der Kronblätter der Rautenblüte durch Geraden verbunden, so erhält man die Figur eines Rhombus, der darum seit 1539 Raute heißt.«

Das Lexikon der Kunst (E. A. Seemann Verlag) gibt einen so ausgezeichneten und vollständigen Überblick über das Vorkommen der Raute auf der ganzen Welt, schon mit urgeschichtlichen Daten beginnend, daß das betreffende Kapitel hier vollständig zitiert werden soll: »Geometrische Figur in Form eines schiefwinkeligen Parallelogramms mit gleichen Seitenlängen. Die Raute tritt selten alleinstehend auf, meist sind mehrere in Form eines Bandes oder flächenhaft (meist schachbrettartig) aneinandergesetzt. Mitunter sind die Rauten durch Schraffierung gegenüber der übrigen Fläche abgesetzt. Bei Keramik eignet sie sich besonders für Verzierung in Stempel- oder Kerbschnittechnik. Ob der Raute eine ursprünglich symbolhafte Bedeutung (etwa als abstrakte Nachzeichnung der Vulva) zukommt, muß dahingestellt bleiben. Wie auch andere geradlinige Ornamente, läßt sich die Raute bei fast allen urgeschichtlichen Völkern und in den verschiedensten Kulturen nachweisen. Sie ist bereits charakteristisch für die spätneolithische Ornamentik (späte Glockenbecherkeramik, iberische Idole usw.), findet sich auf Keramiken der Halafkultur, im indischen Schnitzdekor, auf persischen Fußbodenmosaiken u. a., steht in engem Zusammenhang mit dem Dreieck (Verdoppelung des Dreiecks zur Raute, Raute als Negativ zweier gegeneinandergestellter Dreiecksstreifen). Als eines der Grundelemente des Vasendekors erscheinen Rauten häufig in der frühesten griechischen Vasenmalerei. Das Rautenmotiv findet sich bereits in der protogeometrischen Keramik, erlangt dann aber die größte Bedeutung in der geometrischen Epoche (9./8. Jahrhundert vor unserer Zeit). Seit archaischer Zeit geht mit der Entwicklung der vegetabilen Ornamentik unter orientalischem Einfluß die Bedeutung der Raute als Ornament zurück. Eine Gruppe der campanischen Vasen des ausgehenden 4. Jahrhunderts vor unserer Zeit im degenerierten Stil, die sogenannte Gruppe der Rhomboiden, weist im Dekor Rauten ausschließlich zum Zwecke der Flächenfüllung auf. In der nachantiken Kunst kommt die Raute im Kunsthandwerk der Romanik (z. B. auf Schwertgriffen) und vor allem in der normannischen Baukunst in Gestalt von Rhombenfriesen vor. Dann findet sie sich wieder in der Renaissancedekoration und verstärkt im Klassizismus (vor allem in England). Darüber hinaus ist die Raute beliebtes Schmuckmotiv der Buch- und Einbandkunst. In der Heraldik bezeichnet Raute den auf der Spitze stehenden Rhombus; die durchbrochene Form heißt hier Fenster und die schmale Raute auch Wecke.«

Die Raute findet sich also bereits in den frühesten geschichtlichen Spuren der Menschheit;

ob sie schon damals dieselbe Bedeutung hatte wie auf unseren Haustoren, muß zunächst natürlich dahingestellt bleiben.

Wir haben daher zu untersuchen, welche symbolhaften Bedeutungen der Raute zugeschrieben werden. Das Lexikon der Kunst deutet die Vulva an; diese Deutung wird auch in der Volkskunde vertreten. In der Regel folgert man daraus, daß es sich um ein Fruchtbarkeitszeichen handelt. Diese Erklärung wird allerdings erst seit den dreißiger Jahren verfochten, wo man auf der Suche nach altem germanischen Glaubensgut in der Raute ein »runenähnliches Zeichen« sah (z. B. Weigel 1939). In jüngerer Zeit zog Schmidt (1966) aus der Tatsache, daß die Raute so oft an Haustoren zu finden ist, den folgenden Schluß: »Bei jeder Betrachtung der Türen muß man bedenken, daß sich an ihnen und durch sie der Eintritt von einer Sphäre in die andere vollzieht, daß man von einer Außenwelt in eine durchaus als solche gestaltete Innenwelt eintritt. Das weiblich-mütterliche Wesen des Hauses bedeutet mehr oder minder dunklen Innenraum, der Eintritt in diese Welt ist daher – weitgehend unbewußt – ein Weg in und durch den Schoß, was für den nüchternen Alltag unverständlich erscheint, durch die unzähligen Rauten auf bäuerlichen und städtischen Haustüren aber sinnbildlich bezeugt ist.« Auch Schmidt vertritt demnach die Deutung »Vulva«, wenn sie auch diesmal dazu dienen soll, die Grenze zwischen »innen« und »außen« zu markieren.

Eine weitere Deutung, die man aus der Raute als Vulva erschließen könnte, wäre »Abwehr«. Bei Primaten kann dem Präsentieren der Genitalien grundsätzlich eine andere als die sexuelle Funktion zukommen. Von einigen Affen, wie z. B. Meerkatzen und Pavianen, ist bekannt, daß Männchen abseits und mit dem Rücken zur Gruppe sitzend ihre Genitalien nach außen hin präsentieren; der Penis kann dabei, aber muß nicht erigiert sein. Dieses Genitalpräsentieren dient wahrscheinlich der Markierung des eben benutzten Gebietes der Nahrung suchenden oder ruhenden Herde gegenüber Gruppenfremden und wird von Wickler auf das für Nasentiere typische, aber primitivere Urinmarkieren zurückgeführt (Wickler 1970).

Bei Menschen läßt sich ein analoges Phänomen finden. Bei einigen Völkern in Afrika, Südamerika und Melanesien ist es üblich, daß Männer sogenannte »Penisfutterale« tragen, die durch ihre Farben Rot, Gelb und Orange nicht gerade dazu beitragen, den Penis zu verbergen. Ein erigierter Penis gilt als Symbol der Macht; auch Gottheiten werden in Darstellungen oft dadurch gekennzeichnet. Rot ist eine weitverbreitete Abwehr- und Imponierfarbe.

Überraschenderweise läßt sich das Phänomen des Genitalpräsentierens auch beim Menschen in der Funktion von »Bewachung« finden, und zwar in Form der »ithyphallischen Hermen«, die sich seit der Antike im römisch-griechischen Kulturkreis finden lassen. Es handelt sich dabei um mannshohe viereckige Steinpfeiler, die oben einen bärtigen Männerkopf und vorne einen erigierten Penis tragen. Man wollte sie vielfach als Fruchtbarkeitssymbole verstehen, doch meint Wickler, daß sich viele der Funde nicht damit in Einklang bringen lassen. Die ithyphallischen Hermen standen mit dem Gesicht nach außen neben dem Eingang, der Phallus war oft, genau wie die Penisfutterale, rot oder grün bemalt. Es handelt sich also ganz offensichtlich um soziale Drohsymbole, um eine Art Wächterattrappe. Sicherlich sind die Phallussymbole, die man noch heute manchmal in Italien, über der Tür angebracht, finden kann, im selben Sinn zu verstehen, und sie werden von den Bewohnern auch als Abwehr gegen den »bösen Blick« bezeichnet (Schwabe 1951).

In einem weiteren Schritt wäre nun das Präsentieren der Vulva, also das weibliche Genitalpräsentieren, zu untersuchen. Von Schimpansen (van Lawick-Goodall 1971) ist bekannt, daß das Präsentieren der Kehrseite als soziale Befriedungsgeste gilt. Diese Geste ist eindeutig von der Paarungsaufforderung abzuleiten.

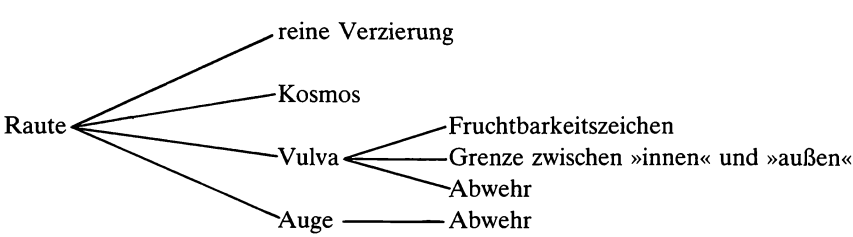
Eibl-Eibesfeldt (1972) fand bei den !Ko-Buschleuten das sogenannte »Schamweisen«. Es wird von Mädchen und Frauen durchgeführt, um einen Mann zu verspotten. Er faßt das Präsentieren der Vulva von vorn und von hinten (Gesäßweisen) als dasselbe Phänomen auf.

Auch hier lassen sich wiederum Parallelen in der Antike finden. Perserinnen und Spartanerinnen zeigten fliehenden Männern die Scham und riefen ihnen dabei höhnisch nach, ob sie hier Zuflucht suchen wollten (Seligmann 1910). In Tulln (Comagenis) existierte eine römische Statue, die eine Tänzerin mit entblößter Kehrseite zeigt. Die Tullner mauerten diese zur Zeit der Türkenbelagerung über dem Wienertor ein, mit der Begründung, daß sie die Türken verhöhnen sollte (Häusler 1980). Es wäre daher auch denkbar, daß die Raute eine Vulva darstellt, die der Verhöhnung des Feindes, also auch seiner Abwehr dienen soll. Seligmann (1910) berichtet, daß der böse Blick nach altem Volksglauben sehr verschämt sei und sich von sexuellen Darstellungen abwende, wodurch er keinen Schaden erzielen könnte. Nach Plutarch allerdings zieht der Anblick obszöner Dinge die Augen an sich und lenkt so von dem bedrohten Gegenstand ab. Für diese Deutung spricht auch die Wurzel des Wortes »Faszination«, da fascinatio mit dem altlateinischen fascinum (= männl. Genitale) verwandt ist (Biedermann 1973). Man spricht ja zweifelsohne dann von einem faszinierenden Gegenstand, wenn er die Augen auf sich zieht. Die Ansicht, daß Fruchtbarkeitssymbole gegen den unfruchtbar machenden bösen Blick verwendet wurden (Knuf 1984), dürfte eine Sekundärdeutung sein, die sich mit den erwähnten ethologischen Daten nicht in Einklang bringen läßt.

Eine vollkommen andere Deutung kommt der Raute in der frühchristlichen Symbolik zu. Hier wird sie nämlich, ebenso wie das Kreuz, als Symbol für den Kosmos gesehen (Kutscha 1978). In beiden Symbolen stehen die vier zentralen Linien für die vier Weltgegenden.

Eine weitere Deutungsmöglichkeit für den Rhombus bringt das Auge (Koenig 1975). Man kann ja, sowohl wenn man eine Vulva als auch wenn man ein Auge vereinfacht darstellen möchte, zu der Lösung »Raute« kommen. Den ersten Fall dokumentieren Wandkritzeleien in Toiletten, den zweiten kann man z. B. in Koenigs Buch sehen; hier zeigt sich, wie man beim Versuch, »Augen« darzustellen, ebenfalls auf Rhomben kommt (Koenig 1975, Bildteil, Tafel 7, Bild 6). Der Werkstoff »Holz« ist geradezu prädestiniert für diese Lösung, da man aus ihm Figuren mit geraden Begrenzungslinien bei weitem leichter herstellen kann als Kurven. Als Funktion hätte man beim Auge gleichfalls Abwehr zu verstehen, und zwar nach dem Prinzip, Gleiches mit Gleichem zu vertreiben, also Abwehr gegen den bösen Blick, welchem weltweit von allen Völkern hohe Bedeutung zugemessen wird. Die vielen Amulette in Augenform beweisen dies sehr deutlich. Überhaupt kommt dem Auge, im Dienste der Abwehr, auch bereits auf stammesgeschichtlich viel niedrigerem Niveau, eine überaus gewichtige Rolle zu, welche in einem eigenen Kapitel dieser Arbeit behandelt werden soll.

Es läßt sich also festhalten, daß zu den Fragen, was die Raute darstellt und was durch sie bewirkt werden soll, verschiedene Interpretationen bestehen. Die diversen Deutungsmöglichkeiten werden am Schluß dieses Kapitels kurz und schematisch zusammengefaßt.



3. Tür und Tor

Sowohl Tür als auch Tor bilden den Durchgang zu einer in sich abgeschlossenen Einheit – einem Haus, einem Grundstück, einer Stadt. In dieser »Grenzfunktion« kommt ihnen vielfache Bedeutung im Rechtswesen, in Brauchtum, Glauben und Aberglauben zu. Natürlich soll nur Gutes durch die Tür eintreten, Böses jedoch abgewehrt werden.

Gegen reale Bedrohungen kann man sich durch Gesetze, aber vor allem Absperren der Türen, schützen. In einer Zeit, in der man von Viren und Bakterien noch nichts wußte und sich daher das oftmals plötzliche Auftreten von Krankheiten nicht erklären konnte, wurden irreale Bedrohungen als mindestens ebenso bedeutsam empfunden. Auch für diese galten Tür, Tor und Schwelle als Grenze, und man trachtete, sie diese nicht »überschreiten« zu lassen. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens gibt zahllose Methoden an, mit deren Hilfe man das Böse an der Tür abhalten kann.

Eine besondere Festigung erfährt die Tür durch Bauopfer, wie etwa Tiere, aber auch getötete Menschen, namentlich Kinder, die unter der Schwelle eingegraben werden. Außerdem wird die Tür als Aufenthaltsort von Geistern angesehen, und daher sind zauberische Handlungen vielfach in der Tür stehend durchzuführen. Zu besonderen Anlässen werden eigene Tore errichtet, um den Eintritt in eine neue Welt zu symbolisieren. Tote werden mancherorts durch ein Loch in der Wand hinaustransportiert, welches man nachher wieder schließt, um ihre Wiederkehr zu verhindern.

Einige dieser Bräuche lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen, wie beispielsweise das Bestreichen der Türpfosten mit Pech oder Öl bei Griechen und Römern anläßlich von Hochzeiten oder die Anbringung eines Stück roten Tuches oder blauen Bandes bei Geburten. Die Farben Rot und Blau weisen sehr deutlich auf den Abwehrcharakter dieser Handlungen hin, da dies die typischen Abwehrfarben sind. Noch heute werden in den Mittelmeerländern sowie in Südamerika Kleinkindern rote Bändchen um das Handgelenk gebunden, um sie vor Bösem zu schützen. Ein Großteil der Amulette gegen den bösen Blick ist blau gehalten, unter anderen die »blauen Augenperlen«, um dem bösen Auge ein »gutes« blaues entgegenzusetzen.

In früheren Jahrhunderten dienten Türen und Tore als Stellen, an denen öffentliche Bekanntmachungen angeschlagen und verkündet wurden. An der Tür vollzog man im Mittelalter rechtsgültige Akte, Beschädigungen von Türen galten juridisch für Hausfriedensbruch.

Wie wir an den Beispielen aus der Antike gesehen haben, ist es eine wichtige Funktion der Tür, vor dem Durchgang von »Bösem« zu schützen. Auch das Beispiel der römischen Tänzerin mit entblößtem Hinterteil in Comagenis/Tulln gehört hierher.

Es gibt unzählige Mittel, das Haus gegen Böses zu schützen. Wie überall, ist auch hier die Grenze zwischen Glauben und Aberglauben schwer zu ziehen. Allgemein bekannt ist der Brauch, zu Neujahr die Initialen von Kaspar, Melchior und Balthasar nebst der Jahreszahl mit Kreide an die Tür zu schreiben; ursprünglich waren die Buchstaben C, M und B die Abkürzung eines römischen Spruches – casa mea beatur – zum Schutz des Hauses. Dem römischen Gott Janus, dem Gott allen Anfangs und Eingangs, waren neben dem Jahresanfang (ianuarius – Jänner) auch Türen (ianuae) und Straßendurchgänge (iani) heilig. Häufig sind ebenfalls Heiligenbilder über der Tür, ebenso Kreuze, Hufeisen, Ährenbüschel, aber auch Drudenfüße, Drehwirbel und Drehsonnen.

Im steirischen Ennstal ist es heute noch üblich, Sonnwendbüschel an Haus- und Stalltüren anzubringen. Diese werden aus bestimmten Blumen und Kräutern zusammengesetzt, wobei

darauf zu achten ist, daß es sich vor allem wieder um rot- sowie blaublühende Pflanzen handelt. Auf alle Fälle muß ein Kraut namens »Nemaus« dabei sein, welches bewirken soll, daß der Blitz »nemaus« (neben dem Haus hinaus) geht.

Der hohe Bedeutungsgehalt der Türen erweist sich unter anderem auch daran, daß es viele Sprichwörter gibt, die sich mit diesem Thema befassen. Hier nur einige Beispiele: Wie die Kuh vorm neuen Tor stehen; mit der Tür ins Haus fallen; offene Türen einrennen; zwischen Tür und Angel; keinen Fuß über die Schwelle setzen; der Sommer steht vor der Tür; jemandem die Tür einrennen; sich die Türschnalle reichen.

Die anderen »Öffnungen« eines Hauses – vor allem die Fenster – haben ähnliche Bedeutung wie die Tür, allerdings nicht im gleichen Ausmaß. »Jemanden beim Fenster hinauswerfen« soll bewirken, daß dieser niemals wiederkehrt. In diesem Sinne ist auch der Prager Fenstersturz zu verstehen. Das Fenster wird ebenfalls als Aufenthaltsort von Geistern gesehen, und auch dort können »zauberische Handlungen« durchgeführt werden. Der Dachgiebel wird gleichfalls vor Bösem geschützt, was oft durch kreuzförmig angeordnete, geschnitzte Tierköpfe geschieht. Unter dem Dach werden Antlaßeier (= Gründonnerstagseier) aufbewahrt, um das Haus vor Blitzschlag zu schützen.

Die Ansicht Kräftners (1977) und wohl auch anderer moderner Architekten, daß ein Tor »einladend« wirken soll, kann nur unserer Zeit entspringen und stimmt mit der Grundhaltung der Bevölkerung nicht überein. Wir halten ein reichverziertes Tor zwar für ein geschmücktes, friedliches Tor, in Wahrheit handelt es sich hier aber um sinnentleerte, luxurierte Abwehrzeichen, ein charakteristisches Wandlungsphänomen der menschlichen Kultur. Ein Gegenstand, der seine Funktion verloren hat, kann nämlich sehr rasch luxurieren. Was wir letzten Endes sehen, scheint zwar Zierde, deren Ursprungselementen aber eine durchaus andere Funktion zugekommen sein kann.

Im folgenden Kapitel wird das weltweite Auftreten des Augenmotivs und die Bedeutung des Auges für Tiere und Menschen besprochen.

4. Das Auge in Menschheits- und Stammesgeschichte

Bei der Betrachtung von Kunstgegenständen fällt auf, daß ein Motiv, quer durch alle Epochen, immer wiederkehrt – das Auge. Realistische Augen und Augenpaare sowie weitgehend stilisierte Augen sind in sämtlichen darstellenden Kunstgattungen – Malerei, Keramik, Textilkunst, Plastik – unabhängig von einem zugehörigen Körper zu finden.

Noch einmal soll hier das Lexikon der Kunst herangezogen werden, um die Bedeutung des Auges und des Augenornamentes seit den frühesten Tagen der Menschheitsgeschichte zu verdeutlichen: »Auge: In der Symbolik der christlichen Kunst (hier häufig strahlenumkränzt oder als Dreieck) stellvertretend für den sehenden, allwissenden Gott. Als Symbol des Abwehrzaubers seit dem Neolithikum vielfach gestaltet.

Augenornament: Weltweite Verbreitung. Frühe Beispiele in der Ornamentik Mesopotamiens im frühen 3. Jahrtausend vor unserer Zeit und Europas vor allem seit der Bronzezeit. In den alten Kulturen von Nordamerika kommt das Auge besonders häufig auf Knochenarbeiten vor (Beringmeerkultur, Protoeskimokultur, indianische Kunst). Die Indianer der Nordwestküste von Nordamerika (besonders Tlingit und Haida) versahen profane und sakrale Holzschnitzereien damit. Bei Tier- und Menschenfiguren findet sich hier das Auge häufig auf den Gliedmaßen an Stelle der Gelenke. Das Ornament ist ein einfaches oder doppelt umrundetes Oval mit konzentrischem Kreis. In ähnlicher Form und ebenso angebracht wie in den nordamerikanischen Fischer-Jäger-Kulturen findet sich dieser Dekor in Polynesien, ohne daß

eine tatsächliche Verbindung zwischen den beiden Gebieten bestanden hat. Die ältere Forschung benutzte diese Ähnlichkeit dazu, ein gemeinsames Ursprungsgebiet des Ornaments anzunehmen, und glaubte, dies in Polynesien gefunden zu haben. Diese Theorie wird heute jedoch abgelehnt. In der griechischen Vasenmalerei tritt das Auge als ornamental stilisiertes Augenpaar auf, mit konzentrisch gestalteter Iris und Pupille in den gegen die Ohren hin nach oben spitz zulaufenden Augenflächen; diese erscheinen der inneren Lidkontur eingeschrieben, werden oberhalb von parallel geführten Augenbrauen begleitet, oft von aufgeklappt gezeichneten Ohren flankiert und der verschieden stark angedeuteten Nase getrennt. Nase und Ohren können fehlen, an Stelle der Nase treten vereinzelt auch kauernde Silene, tanzende Najaden u. a., an Stelle der Ohren Palmetten oder figürliche Gruppen. Das Ornament begegnet in schwarz- und rotfiguriger Ausführung vor allem im letzten Drittel vor unserer Zeit, auf chalkidischen und attischen Vasen, auf Außenseiten von Schalen (sogenannten Augenschalen) und Amphoren, denen Hals und Rumpf aufgemalt sind, und anderen Gefäßen. Der Gesichtscharakter des Ornaments, das in dem Kontrast der vollflächigen Augen zu der linearen Umrahmung (Brauen, Ohren, Nase, darüber oft eine Knospe) eine starke Ausdruckskraft mit dekorativer Gefälligkeit verbindet, verliert sich im rein Ornamentalen an solchen Gefäßen, auf denen lediglich die Augen, nicht aber Nase und Ohren dargestellt sind.«

Der Ethnologe Bastian (1881), der den Elementargedanken in der Völkerkunde einführte, welcher besagen soll, daß in allen Kulturen bestimmte Vorstellungen und Ideen gleich sind, führte das weltweite Auftreten des Augenmotivs als Argument für diese These an. Die kulturelle Evolution ging in diesem Fall ähnliche Wege wie die genetische Evolution – auch auf Tierkörpern finden sich nämlich zahlreiche Augendarstellungen. Diese dienen vorwiegend der Abwehr von Feinden, manchmal aber auch der innerartlichen Anlockung von Partnern. Viele Insekten, vor allem Raupen und Schmetterlinge, habe als wirksames Mittel gegen Vogelangriffe Augenflecken an Körper oder Flügeln. Auch bei Fischen, Vögeln und Säugetieren gibt es zahlreiche Augenmuster.

Am Verhalten von Tieren ist die hohe Bedeutung des Auges gleichfalls zu ersehen. Wildtiere werden, wenn man sie beim Vorbeigehen direkt anblickt, häufig nervös, während sie sich bei abgewendetem Gesicht sofort beruhigen. Durch direktes Anstarren eines Tieres kann man Flucht oder auch einen Angriff verursachen.

Attrappenversuche verdeutlichen die Ursache des Verhaltens der Tiere. Bekannt ist das sogenannte »Hassen«, welches Singvögel Eulen gegenüber zeigen. Hinde (1973) berichtet, daß isoliert aufgezogene, unerfahrene Singvögel beim Anblick von Eulen oder Eulenattrappen die genannte Reaktion zeigten. Wurden die Augen der Attrappe verdeckt, war die Reaktion bedeutend schwächer. Es ist also offensichtlich das frontale Augenpaar, welches das Hassen hervorruft. Auch Russel (1979) unterstrich in seiner Arbeit »fear-evoking stimuli« die Bedeutung des Auges als furchtauslösenden Stimulus für Singvögel. Augenattrappen vertreiben die Vögel von ihrem gewohnten Futterplatz. Je ähnlicher das Muster einem Vertebratenauge ist, desto intensiver zeigt sich die Angstreaktion.

Koenig (1975) erklärt die »hervorragende« Stellung des Auges unter den Sinnesorganen. Das Auge ist ein unmittelbar wirkendes Fernsinnesorgan. Jagende Tiere fixieren ihre Beute zunächst, ehe sie angreifen. Ein frontales Augenpaar muß vom Bejagten daher automatisch als Bedrohung empfunden werden. Andererseits orientiert sich der Jäger beim Angriff am Kopf seiner Beute, an dem die gefährlichen Beißwerkzeuge, aber auch das Auge sitzen.

Dem Auge kommt daher eine ambivalente Bedeutung zu – es bedeutet auf alle Fälle »Achtung« und kann in der Folge sowohl Zuwendung als auch Abwendung hervorrufen.

Diesem Verhalten liegt ein zentralnervöser Mechanismus zugrunde, der zweifelsohne angeboren ist. Höchst einfache Attrappen, wie beispielsweise zwei Kreise im entsprechenden Abstand, können als Augen wirken, wiewohl gemäß der Reizsummenregel ein »perfektes« Wirbeltierauge sehr wohl eine stärkere Reaktion hervorruft.

Der Mensch ist, trotz bedeutender geistiger und kultureller Fortschritte sowie technischer Zivilisation, in der Verhaltensgrundausstattung weitgehend von seiner Jahrhunderttausende währenden phylogenetischen Vergangenheit geprägt. Dieser Tatbestand zeigt sich unter anderem an seiner Reaktion auf Augen. Bereits Säuglinge wenden sich Augenattrappen mit weit größerem Interesse zu als anderen Gegenständen. Erwachsene reagieren gleichfalls auf Augen und augenhafte Muster mit vermehrter Aufmerksamkeit. Die Werbung hat diesen Umstand längst erkannt und genutzt. Die ambivalente Bedeutung des Auges wird unter anderem beim Blickkontakt deutlich. Einerseits soll man einem Gesprächspartner in die Augen schauen, andererseits wird es als unangenehm empfunden, fixiert zu werden. Um die Jahrhundertwende galt Fixieren als eine Aufforderung zum Duell.

Die Sonderstellung des Auges prädestiniert es dazu, ihm besondere Kräfte zuzutrauen. Wir bezeichnen das Auge ja auch als den Spiegel der Seele – schöne, klare Augen werden mit guten Charaktereigenschaften assoziiert; Menschen mit trüben Augen oder zusammengewachsenen Augenbrauen werden durchaus böse Taten zugetraut – oder auch der böse Blick.

Zur Abwehr desselben wurden zahllose Methoden entwickelt. Es gibt eine Anzahl von Handgesten, die vor dem bösen Blick schützen sollen, sowie die verschiedensten Amulette, von denen ein Großteil Nachbildungen des Augenmotivs sind. Nach der volksmedizinischen Regel »similia similibus curantur« (Gleiches wird durch Gleiches geheilt) sind nämlich gerade Augen dazu geneigt, bösen Einflüssen von Augen zu begegnen. Aber nicht nur der Mensch selbst, auch seine Gefäße, in denen er Nahrung usw. aufbewahrt, sowie seine Häuser sollten geschützt werden. Dies ist eine Erklärung für die vielen Augendarstellungen an Kunstgegenständen.

5. Die Bedeutung des Rautensymbols

5.1 Viertel ober dem Wienerwald

Rufen wir uns kurz das hier behandelte Gebiet in Erinnerung. Wir befinden uns im Hügelland westlich von Wien; Dörfer, Gehöfte und Grundstücke sind relativ klein und weisen in ihrer Struktur auf die früher hier übliche Grundherrschaft hin. Die Häuser sind nach außen hin unscheinbar und zeigen so gut wie keinen Schmuck. Rauten an Toren oder über Fenstern sind fast die einzige »Verzierung«, die man an Hausfassaden finden kann.

Daß die Bewohner dieser Gegend keine Neigung dazu verspüren, ihre Häuser nach außen hin »attraktiv« zu gestalten, hat zweifellos mit geschichtlichen Abläufen zu tun. Immer handelte es sich hier um ein umkämpftes Grenzgebiet, immer wieder zogen Truppen durch das Land und zerstörten oder besetzten Häuser. Es ist daher ganz leicht zu verstehen, daß man nicht durch eine besondere Ausgestaltung der Fassade auf das Innere des Hauses aufmerksam machen wollte. Da die alten Bauernhäuser grundsätzlich nach funktionalen Gesichtspunkten errichtet wurden, ist keinesfalls anzunehmen, daß es sich bei den Rautensymbolen ursprünglich um reine Verzierung handelte.

Welche »Funktion« kann nun den Rauten zukommen? Am Ende des zweiten Kapitels wurden die Erklärungsmöglichkeiten für den Rhombus zusammengefaßt. Welche kann nun als die plausibelste angesehen werden, nachdem Funktion und Bedeutung von Tür und Tor herausgearbeitet wurden?

Die Bedeutung »Kosmos«, die sich in der frühchristlichen Symbolik aus einer abstrahierten Darstellung der vier Weltgegenden ergeben hat, zeigt in unserem Fall keinen Sinn. Der Gedanke an die vier Weltgegenden liegt dem bäuerlichen Denken völlig fern; außerdem sind die Rautensymbole, auch in ihren ursprünglichen Formen, oft schon sehr weit von einer richtigen Raute entfernt.

Die Vorstellung Leopold Schmidts, die Raute stelle eine Grenze zwischen »innen« und »außen« dar, könnte ebenfalls niemals dem einfachen, auf Funktion ausgerichteten Denken des Bauern entspringen. Welchen Sinn sollte es für ihn haben, die Grenze zwischen »innen« und »außen«, noch dazu durch einen dermaßen verzwickten Gedankengang, zu markieren?

Sehr wohl dem bäuerlichen Denken entspringen könnte der Gedanke an »Fruchtbarkeit«. Der vom Wetter abhängige Bauer möchte natürlich seine Ernte sichern und möglichst auch die durch ihn nicht beeinflußbaren Geschehen in den Griff bekommen. Er versucht dies wiederum sowohl mittels religiöser als auch abergläubischer Praktiken. Man könnte diese vielleicht mit einer modernen Hagelversicherung vergleichen.

Es hat sich daher eine Reihe von Fruchtbarkeitsritualen entwickelt, wobei entweder um eine gute Ernte gebeten oder dafür gedankt wird. Bei ersteren finden Prozessionen statt, und es wird versucht, die Fluren auf allerlei Art zu wecken. Sie werden mit Wasser begossen, mit der Rute geschlagen usw. Haben die Bitten um gute Ernte Erfolg, so findet im Herbst ein Erntedankfest statt, bei dem die jeweils geernteten Früchte im Mittelpunkt stehen.

Es mag daher zunächst plausibel erscheinen, die Raute (als Abstraktion der Vulva gesehen) als Fruchtbarkeitssymbol zu verstehen. Was allerdings dagegen spricht, ist der Anbringungsort der Rauten. Es ist ein grundlegendes menschliches Bedürfnis, Dinge, die man sehnlichst herbeiwünscht, möglichst nicht laut auszusprechen oder offen darzustellen. Man vertarnt und verdeckt sie lieber, man gibt ihnen heimliche Namen, man will möglichst nichts »verschreien«. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, wäre es höchst unlogisch, die so herbeigesehnte Fruchtbarkeit ganz offen am Tor darzustellen.

Wie schon im Kapitel »Tür und Tor« dargestellt wurde, besteht ein Bedürfnis, die Tür vor allen möglichen Gefahren zu schützen. All die Heiligenbilder, INRI-Initialen, Sonnwendbüscherln usw. dienen primär dazu, Haus und Hof vor etwaigen realen oder irrealen Gefahren zu schützen. Dieser Umstand macht es wahrscheinlich, daß auch die Rauten im Sinne von »Abwehr« zu verstehen sind. Sie treten ja auch in einem Gebiet, das mannigfache geschichtliche Wirrnisse zu überstehen hatte, in dem es also besonders viel »abzuwehren« gab, mit großer Häufigkeit auf.

Im Kapitel 4 der vorliegenden Arbeit wurde die weltweite Bedeutung des »bösen Blickes« dargelegt. Erst die bedeutenden Fortschritte von Wissenschaft und Medizin ließen den Gedanken, daß Böses durch eine nichtsichtbare Macht, wie beispielsweise durch den Blick der Augen, hervorgerufen werden könnte, in den Hintergrund treten. In Österreich und Deutschland war aber der Glaube an den bösen Blick noch bis vor 100 Jahren, in den Mittelmeerländern ist er noch heute aktuell.

Es liegt daher nahe anzunehmen, daß die Rauten einen Schutz gegen Böses, im besonderen gegen den bösen Blick, bieten sollen. Wieso könnte ihnen aber diese Funktion zugeschrieben werden? Was würde die Form der Rauten in diesem Fall bedeuten? Womit wird der böse Blick vorzugsweise abgewehrt?

Es zeigt sich, daß nun zwei Deutungen auf die Raute passen würden, sowohl die der »Vulva« als auch die des »Auges«. Wie bereits erwähnt, kann der böse Blick beispielsweise durch Darstellung sexueller Symbole oder Handlungen abgewehrt werden.

Weitaus verbreiteter ist allerdings die Methode, den bösen Blick mittels Darstellung eines Auges abzulenken, nach dem Grundsatz »similia similibus curantur« (Gleiches wird mit Gleichem geheilt).

Auch spricht die Darstellungsart der Raute vielfach für eine Augendeutung. Die Rautensymbole sind in der Mehrzahl der Fälle, besonders in ihren ursprünglichen Formen, waagrecht, eine Vulva wird aber immer senkrecht dargestellt. Auch sind die Rauten oft stark in Richtung »Auge« differenziert und mit Linsen, manchmal sogar Pupillen, ausgestattet. In einigen, besonders als »Augen« wirkenden Fällen sind die Rauten genau in der Höhe des Tores angebracht, in der bei einem Gesicht die Augen wären, wenn man die gesamte Torfläche als Gesicht versteht. Form und Anbringung eines Großteils der Rhomben spricht daher eher für die Deutung »Auge« als für die Deutung »Vulva«. Es wäre aber denkbar, daß ein Teil der Rhomben Abstraktionen des weiblichen Genitalsymbols darstellen soll. In letzteren kann auf Grund der menschlichen Attrappensichtigkeit wiederum ein Auge hineingesehen werden, worauf auch der Berliner Ausdruck für die Vulva – Bärenauge – hinweist (Koenig 1975).

Ein weiteres Beispiel, welches die Augenthese unterstreicht, befindet sich im Zeughaus in Graz. Es handelt sich um zwei Ritterrüstungen, von denen die eine an den Ellbogen Abwehrfratzen, die andere hingegen Rhomben aufweist. Derselbe Anbringungsort läßt auf gleiche Funktion schließen; tatsächlich ist es üblich, die Gelenke mittels Augen zu schützen (siehe Kapitel 4), was durch eine realistische Augendarstellung, eine Abwehrfratze oder eben auch einen Rhombus geschehen kann.

Die kulturethologische Sammlung des Instituts für Vergleichende Verhaltensforschung beinhaltet ein indisches Amulett in Rhombenform – und es trägt die Beschriftung »eye-amulett« (siehe Abb. 5) Auch hier finden wir wieder eine Gleichsetzung von »Rhombus« und »Auge«.

Nicht zuletzt spricht auch der Eindruck, welchen die Rauten auf Betrachter haben, für die Augendeutung. Einige der Fotos wurden unvoreingenommenen Personen vorgelegt, und

Abb. 5: Indisches Augenamulett

Abb. 6: Weinkeller bei Mittermoos

diese wurden nach einer möglichen Bedeutung der Rhomben befragt. In allen Fällen wurde die Frage mit »Augen« beantwortet. Besonders schön formulierte ein 30jähriger Spengler seinen Eindruck von Abb. 6. Er sagte nämlich: »Das schaut mich an wie zwei böse Augen.«

5.2 Österreich

Wie bereits erwähnt, ist die Vorkommensdichte des Rautensymbols innerhalb Österreichs sehr unterschiedlich. Eine genaue Verbreitungskarte der Rhomben in Österreich zu erstellen wäre ein äußerst interessantes, aber auch sehr aufwendiges Unterfangen. Es sollen daher hier nur die möglichen Ursachen für die unterschiedliche Verbreitungsdichte aufgezeigt werden.

Die folgenden Faktoren könnten von Bedeutung sein. Zunächst die unterschiedliche Vermögenslage der Bewohner Österreichs. In wirtschaftlich florierenden Gebieten werden die Häuser öfter erneuert. Wo viele Neubauten entstehen, verschwinden alte Symbole häufiger als anderswo, es sei denn, sie werden gewohnheitsmäßig »mitgeschleppt«. Welche Handwerker sind hier ansässig, arbeiten sie noch nach alten Vorlagen? Ein allzu großer Einfluß eines einzelnen Handwerkers darf allerdings nicht angenommen werden, da die Rauten jeweils in verschiedenen Materialien (Holz, Mauerwerk, Schmiedeeisen) auftreten und daher mehrere Handwerker beschäftigen (Tischler, Zimmermann, Schmied).

Nicht zuletzt muß auch die Geschichte des jeweiligen Gebietes sowie die Neigung seiner Einwohner zu Aberglauben in Betracht gezogen werden. Zweifellos ist der Aberglaube in seiner spezifischen Ausprägung von der jeweiligen Geografie und Geschichte eines Landes geprägt. Sicherlich prädestinieren bestimmte Landschaftsformen auch zu ganz bestimmten Vorstellungen. Aber auch Geschichtsabläufe hinterlassen ihre Spuren in den Ansichten der Menschen. Eine Bevölkerung, die sich permanent von Feinden bedroht fühlt, wird zweifelsohne alles Denkbare zu ihrer realen und magischen Sicherheit unternehmen. Es wäre

denkbar, daß Dörfer, die bereits von ihrem äußeren Erscheinungsbild her auf Feindabwehr schließen lassen (Schießscharten, trapezförmiger Anger, versetzte Häuser, um dem einstürmenden Feind das Eindringen ins Dorf zu erschweren) auch viele magische Abwehrzeichen aufweisen. Vielleicht befindet sich auch eine große Anhäufung entlang der alten Heeresstraßen?

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit können nur Hypothesen für die unterschiedliche Verbreitungsdichte der Rauten genannt werden. Eine Untersuchung, welche die Richtigkeit der genannten Hypothesen überprüfen würde, müßte wohl all die hier genannten Faktoren berücksichtigen und stünde zudem unter Zeitdruck, da im Zuge von Renovierungen die alten Symbole zunehmend verschwinden.

5.3 Das Rautensymbol – ein weltweites Phänomen?

Die Raute an Hausfassaden findet sich in vielen Teilen der Erde. Von mir bzw. meinen Mitarbeitern wurde sie in Österreich, Deutschland, Jugoslawien, Griechenland, Frankreich, Südamerika und Australien beobachtet. Hat hier eine Kulturübertragung stattgefunden? Haben die Spanier ihre Vorstellungen und Symbole nach Südamerika transponiert, die Briten und andere Europäer nach Australien? Das ist möglich, sogar wahrscheinlich, aber keineswegs notwendig, um das weltweite Auftreten der Raute zu erklären.

Alle Menschen sind durch ihre stammesgeschichtliche Vergangenheit miteinander verbunden. Sie weisen daher in Morphologie und angeborenem Verhalten weitgehende Ähnlichkeit auf. Nahrungserwerb, ein gesichertes Revier, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe sind für alle Menschen grundlegende Bedürfnisse. Eibl-Eibesfeldt (1976) fand eine weltweite Übereinstimmung von Mimik, Gestik und Aggressionsbewältigung. Ein automatisches Verfolgen bewegter Objekte, der Wunsch nach Rückendeckung sowie erhöhte Aufmerksamkeit beim Anblick von Augen weisen darauf hin, daß der Mensch Jahrhunderttausende lang Jäger und Gejagter war. Aber auch ein Hinausdenken über das Hier und Jetzt, die Fragen »Woher komme ich?« und »Wohin gehe ich?« finden sich bei allen Völkern. Die in ihrer Grundidee gleichen Vorstellungen werden in ihrer spezifischen Ausprägung weitgehend von der Umwelt beeinflußt. So kommt es, daß wir zwar überall eine Gottesidee finden, die Gottesbilder in verschiedenen Teilen der Erde sich aber sehr grundlegend voneinander unterscheiden.

Auch das Auge ist, wie bereits erläutert wurde, für alle Menschen von hoher Bedeutung. Daraus erklärt sich auch die weltweite Verbreitung des Glaubens an den bösen Blick. Daß sich auch zur Abwehr desselben gleiche Praktiken entwickelt haben, ist nach dem bisher Gesagten nicht weiter verwunderlich. Stehen dann auch noch gleiche Materialien (im Falle der Tore zumeist Holz) zur Verfügung, so kann das Produkt letzten Endes an den verschiedensten Teilen der Erde gleich aussehen. Die vielen verschiedenen Formen der Augenamulette sind ja einerseits darauf zurückzuführen, daß jedes Material seine eigene Verarbeitungsweise verlangt, und andererseits (darauf soll im nächsten Kapitel eingegangen werden) darauf, daß Ornamente und Muster, um deren ursprüngliche Funktion man nicht mehr Bescheid weiß, frei variiert werden.

Bemerkenswert erscheint noch (wie in vorangegangenen Kapiteln der vorliegenden Arbeit erläutert wurde), daß sowohl das Augen- als auch das Rautenmotiv zur selben Zeit, nämlich im Neolithikum, in der menschlichen Kunst auftauchen. Sicher wird man annehmen dürfen, daß zumindest ein Teil der Rhombenornamente als Augen zu verstehen sind. Zweifellos kann ein so einfaches Motiv wie der Rhombus auch noch andere Ursprünge haben, aber wir sind durchaus berechtigt anzunehmen, daß der Steinzeitmensch, bei der Abwehr seiner Bedrohun-

gen und Ängste, zu grundsätzlich gleichen Lösungen kommen konnte wie der Mensch des zweiten nachchristlichen Jahrtausends.

6. Kulturethologische Gesetzmäßigkeiten

Die vorliegende Arbeit ist vom Thema her der Volkskunde zuzuordnen. Methodik und Theorien sind allerdings stark von der vergleichenden Verhaltensforschung beeinflußt. Der Ansatz, kulturelle Phänomene vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten, ist relativ neu. Den Anlaß dazu bieten die auffallenden Analogien zwischen biologischer (genetischer) und kultureller Evolution. Inzwischen beschäftigen sich Biologen, Anthropologen und Humangenetiker mit den beiden Evolutionsarten, ihren Ursachen und Wechselwirkungen.

Der Soziobiologe Dawkins (1976) beschreibt kulturelle Evolution wie folgt: »Fashions in dress and diet, ceremonies and customs, art and architecture, engineering and technology, all evolve in historical time in a way that looks like highly speeded up genetic evolution, but has really nothing to do with genetic evolution.« Lorenz (1977) spricht von zwei Arten von Lebensvorgängen, die sich zwar auf verschiedenen Integrationsebenen abspielen, aber gleicherweise, wie alles Lebendige überhaupt, »Unternehmungen mit gekoppeltem Macht- und Wissensgewinn« sind. Koenig (1970) prägte für den naturwissenschaftlichen Zugang zum Phänomen der Kultur den Ausdruck »Kulturethologie« und definierte sie folgendermaßen: »Kulturethologie ist eine spezielle Arbeitsrichtung der allgemeinen vergleichenden Verhaltensforschung (Ethologie), die sich mit den Ideen und materiellen Produkten (Kultur) des Menschen, deren Entwicklung, ökologischer Bedingtheit und ihrer Abhängigkeit von angeborenen Verhaltensweisen sowie mit entsprechenden Erscheinungen bei Tieren vergleichend befaßt.«

In der Kulturethologie werden kulturelle Merkmale ebenso wie Gestaltmerkmale in der vergleichenden Morphologie oder Verhaltensweisen in der vergleichenden Verhaltensforschung behandelt. Sie werden also in Hinsicht auf Homologie (gleiche »stammesgeschichtliche« Herkunft) und Analogie (konvergente Anpassung an eine spezielle Umwelt) untersucht. Naturgemäß lassen sich Homologien nur dann nachweisen, wenn eine Entwicklungsreihe möglichst dicht belegt ist. Die Linguistik kann zumeist auf reichhaltige schriftliche Quellen zurückgreifen und bedient sich schon lange der vergleichenden Methode, um die Abstammung gegenwärtiger Wortformen zu erschließen.

Koenig (1970) konnte zeigen, daß kulturelle Merkmale nicht nur homolog bzw. analog sein können, sondern auch, daß sich im kulturellen Bereich, ebenso wie in der Phylogenese, die Erscheinungen der Vestigienbildung, des Funktionswechsels, der Rudimentierung und der Luxurierung finden lassen. Er belegte dies an zahlreichen Beispielen aus dem Kleidungs-, Schmuck- und Amulettbereich. Das menschliche Gehirn funktioniert offenbar in vielen Bereichen nicht bewußt und rein verstandesgemäß, sondern analog dem stammesgeschichtlichen Prozeß, in dessen Verlauf es entstanden ist. Für diese Tatsache sprechen auch Befunde aus der Wahrnehmungs- und Denkpsychologie.

»Liebe Gewohnheiten« und Traditionen erleichtern den Alltag, da sie bewirken, daß viele Tätigkeiten weitgehend automatisch ablaufen und das Gehirn somit frei wird für anderes. Allerdings verhindern sie oft eine optimale Bewältigung neuer Situationen, da einmal eingeschlagene »Denkpfade« nicht so leicht aufgegeben werden. Dies zeigen die vielen Umwege, die oft vor der Lösung neuer Probleme liegen. Gerade die Entwicklung neuer technischer Produkte, in deren Bereich man rein rationale Lösungen erwarten sollte, bietet hiefür zahlreiche Beispiele. So sahen die ersten Züge wie aneinandergereihte Kutschen aus und

bekamen erst nach und nach eine funktionsgemäße Form. In Europa erhielt sich die unzweckmäßige Anordnung der Abteile mit seitlichen Türen bis zur Jahrhundertwende, in Amerika wurden beinahe 30 Jahre früher Durchgangswagen gebaut (Lorenz 1977).

Die hier behandelten Rautensymbole zeigen eine Fülle von Variationen in bezug auf Materialien, Form sowie Anbringungsort. Die jeweilige Form wird durch die verschiedenen Materialien beeinflußt, da diese eine unterschiedliche Verarbeitung verlangen. Es besteht aber auch innerhalb einer Materialienart eine bedeutende Variationsbreite, welche einer weiteren Erklärung bedarf. Es kann nicht vollkommen ausgeschlossen werden, daß sich unter den hier behandelten Rautensymbolen auch die eine oder andere Analogie befindet, die nicht in den Bereich der Abwehrsymbole (Auge oder Vulva) gehört. Der Großteil der Zeichen ist aber auf Grund der Formähnlichkeit und desselben Anbringungsortes zweifellos ein und demselben Phänomen zuzuordnen. Die Variationen sind als Ergebnis einer Entwicklung zu sehen, die in zahlreichen kulturellen Bereichen (z. B.: Sprache, Kleidung, Architektur) zu beobachten ist. Es sollen nun kurz jene kulturethologischen Gesetzmäßigkeiten besprochen werden, die im Zusammenhang mit dem Rautensymbol von Interesse sind. Die zitierten Beispiele aus dem Uniformbereich stammen aus Koenigs Buch »Kultur und Verhaltensforschung« (Koenig 1970).

1. Festhalten an Gewohntem: Es zeigt sich, daß im kulturellen Bereich sehr lange an Gewohntem festgehalten wird und dieses erst dann aufgegeben wird, wenn es sich als extrem hinderlich erweist. Viele Dinge werden gewohnheitsmäßig durchgeführt, obwohl sie längst ihre Funktion verloren haben, sie werden, im Anatomischen mit dem Blinddarm vergleichbar, »mitgeschleppt«. Im Kleidungs- und vor allem Uniformbereich finden sich viele Elemente, die wir heute als Schmuck oder Zufall empfinden, denen aber ursprünglich durchaus funktionaler Charakter zukam. Die kleinen Knöpfe an den Ärmeln moderner Herrensakkos sind darauf zurückzuführen, daß die früher auch die Hände bedeckenden Ärmel zum Kampf hochgeschlagen und, mit Hilfe der Knöpfe, fixiert wurden. Männer und Frauen knöpfeln ihre Kleidung in unterschiedlicher Richtung zu. Was uns heute als Zufall scheinen mag, war einstmals durchaus funktional. Wickelgewänder, wie beispielsweise die römische Toga, wurden von Männern über die linke Schulter geworfen, so daß der rechte Arm für den Kampf frei blieb. Bei Frauen war es, gleichsam um ihren nichtkämpferischen Status zu dokumentieren, genau umgekehrt.

Auch Rhomben werden, obwohl heute niemand mehr über ihre Funktion Bescheid weiß, immer noch an Toren angebracht. Man ist daran gewöhnt, dieses Zeichen an der Tür zu haben, »es gehört dorthin«. Zwar verschwinden sehr viele alte Tore und mit ihnen die Rautenmotive, aber diese tauchen an manchen neuen Toren wiederum auf. Aus der Herstellungsart der neuen Tore kann man schließen, daß die Bedeutung der Rhomben vollkommen vergessen wurde.

2. Produkte menschlicher Kultur unterliegen laufend gewissen Veränderungen, welche aber deren Funktion nicht beeinträchtigen dürfen. Gerät diese allerdings in Vergessenheit, steigt die Anzahl der Variationsmöglichkeiten beträchtlich. Es kommt dann oft zu einer Übertreibung, einem Luxurieren eines Merkmals. Die Rückwandlung eines luxurierten Merkmals zu seiner ursprünglichen Funktion ist kaum möglich, ebenso wie hochspezialisierte Lebewesen nicht zu Generalisten werden, sind auch hohe kulturelle Spezialisationen meist irreversibel.

Im Uniformbereich kann man etliche Beispiele für Luxurierung finden. An deutschen Uniformen des 18. und 19. Jahrhunderts läßt es sich gut verfolgen, wie aus den Knopflochumnähungen verschiedene Litzenformen entstanden. Zunächst wurden die Knopflöcher einfach umnäht, später noch außen herum verziert und so gestaltet, daß nach Farben und Form gut

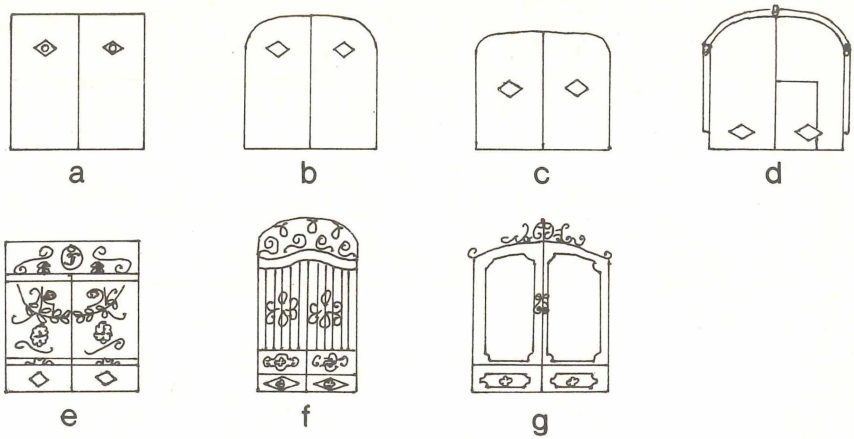


Abb. 7: Variationen in bezug auf Form und Anbringungsort der Rhomben
a–d: Holztore aus dem ländlichen Bereich (Tor d weist zusätzlich zu den Rhomben Köpfe auf, welche gleichfalls als Abwehrsymbole fungieren können)
e–g: Schmiedeeisentore aus Wien

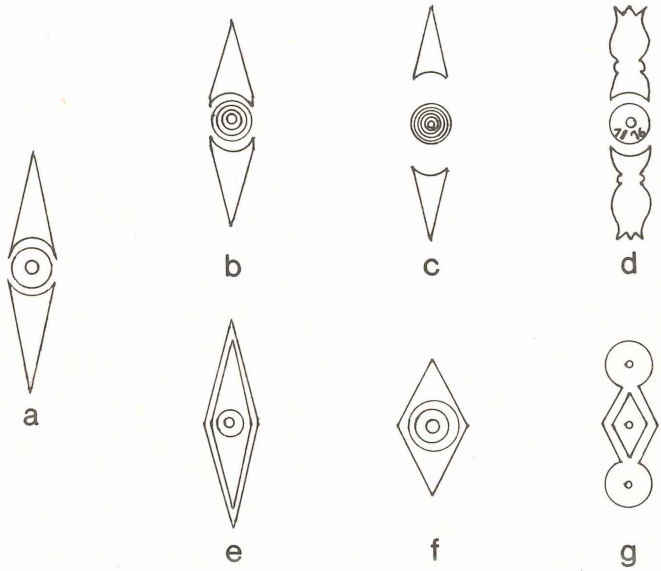


Abb. 8: Verschiedene Rautenmotive aus Schmiedeeisen
Die Motive von c und d sind auf zwei nebeneinanderstehenden Weinkellern in Poysdorf/Weinviertel angebracht. Während c noch relativ augennah wirkt, könnte d eine Weiterentwicklung des Rautenmotivs sein, in welches das dreisprossige Tulpenmotiv (Abwehrzeichen!) hereinspielt. Außerdem ist der Zentralkreis von d mit einer Jahreszahl (1876) versehen.

unterscheidbare Regimentsunterschiede entstanden. Die Litzen wiesen nun die kompliziertesten Ornamente und Blumenmuster auf, deuteten aber noch lange Zeit das Knopfloch an, welches nun längst nicht mehr in Verwendung war.

Ein lebendiges Wissen um das Rautensymbol ist nicht mehr vorhanden. Es ist daher zu

erwarten, daß die Motive laufenden Veränderungen unterliegen. Tatsächlich zeigen die Rhomben zahlreiche Variationen, sowohl in bezug auf die Ausgestaltung des Zeichens als auch auf dessen Anbringungsort. Die Abbildungen 7 und 8 zeigen für beide Fälle, »wie es gewesen sein könnte«. Die Beispiele stammen aus verschiedenen Gebieten und sind unterschiedlich alt, veranschaulichen aber, wie sich die Raute vom leicht erkennbaren Augensymbol zum reinen Ornament entwickelt haben könnte. Natürlich ist hier keine lineare Entwicklung anzunehmen, die überall im gleichen Tempo abgelaufen ist. Eine Luxurierung von Merkmalen findet sich in Städten sehr häufig, hier werden auch fremde Einflüsse leicht aufgenommen. Auch beeinflußt der jeweilige Handwerker oder Auftraggeber die spezifische Ausgestaltung eines Motivs.

3. Eine Gewohnheit, deren Funktion in Vergessenheit geraten ist, ist aber nicht nur frei für die Veränderung gewisser Einzelheiten, sondern es ist auch ein totaler Funktionswechsel möglich.

An der Entwicklung der Ritterrüstung läßt sich beispielsweise beobachten, daß sie, je mehr sie an Wehrfunktion verlor, desto mehr an Würdefunktion gewann. Auf Grund der veränderten Kampftechnik wurde der Ritter vom Individualkämpfer zum Truppenführer, welcher ein Kommandoabzeichen benötigte, das aus der sich reduzierenden und mehr und mehr funktionslos werdenden Rüstung gebildet wurde. Auch im organischen Bereich wird Neues oft aus funktionslos gewordenem Alten gebildet, wie z. B. Gehörknöchelchen aus Kiemenbögen. Bei der Rüstung blieb als letzter funktionaler Teil die Halsberge bestehen, denn diese schützte immerhin noch die Schulterpartien. Aus der Halsberge entwickelte sich nach und nach der »Ringkragen«, das allgemeine Abzeichen der Offiziere, welcher in der Folge immer kleiner wurde und schließlich als halbmondförmiger Zierat endete. Hier wurde ein Teil der Rüstung zu einem Verständigungsmittel, einem Signal – er wurde ritualisiert.

Ritualisierung nennt man jede Veränderung einer Verhaltensweise, die im Dienste ihrer Signalfunktion vor sich geht (Wickler 1970). Ein funktionslos gewordenes und luxuriertes Merkmal kann in sekundärer Funktion auch als Verzierung empfunden werden. Unter Punkt 2 wurde die Entwicklung der Litzen aus den Knopflochumnähungen beschrieben. An den Uniformen des Feldheeres, welches sich krasse Übertreibungen nicht leisten konnte, waren in den Litzenformen noch durchwegs die ursprünglichen Knopflöcher zu erkennen. Bei der Hofgarde konnte die Luxurierung jedoch viel weiter wuchern. Die Ornamente bedeckten schließlich die gesamte Brustfläche der Uniform und wurden als reine Dekoration empfunden.

Nach Aussage der von mir befragten Personen werden die Rhomben heute vielfach als reine Verzierung bezeichnet. Es läßt sich also auch hier ein Funktionswechsel, dem oftmals eine Luxurierung des Motivs vorausgegangen ist, feststellen. Auch das Einritzen von Initialen und Jahreszahlen wurde von manchen der Befragten bereits als die ursprüngliche Funktion angesehen.

Einige der Gesetzmäßigkeiten, die die Entwicklung kultureller Produkte bestimmen, haben im Fall des Rautensymbols volle Gültigkeit. Sie bieten eine Erklärung für die breite Variationspalette des hier behandelten Motivs.

Zusammenfassung

Der Rhombus (oder Raute), ein Parallelogramm mit gleichen Seitenlängen, läßt sich weltweit als Fassadenornament finden. In der vorliegenden Arbeit wurde versucht, die Bedeutung dieses Motivs herauszuarbeiten.

An Hand eines reichen Fotomaterials wurde die Variationsbreite des Symbols aufgezeigt

und durch Literaturstudien sowie Befragungen die Bedeutungsmöglichkeiten erarbeitet. Der Anbringungsort an Toren sowie in der Nähe von Fenstern legte den Schluß nahe, daß die Raute ursprünglich zur Abwehr von Bösem dienen sollte. Tief im menschlichen Denken verankert ist der Wunsch, Haus und Hof vor realen sowie magischen Gefahren zu schützen. Daher finden sich an Hausfassaden zahlreiche Symbole und Figuren, die der Abwehr böser Einflüsse dienen sollen. Die Form und Differenzierung eines Großteils der Rhomben sprechen dafür, daß sie als Abstraktion von Augen zu verstehen sind. Augendarstellungen wurden und werden weltweit zur Abwehr des bösen Blickes verwendet. Bedingt durch den bevorzugten Werkstoff Holz wird die Stilisierung des Auges zur Raute verständlich.

Die Ursachen für die Variationsbreite des Symbols sowie sein Auftreten trotz offensichtlichen Funktionsverlustes wurden an Hand kulturethologischer Gesetzmäßigkeiten zu belegen versucht.

Literatur

Bastian, A.: Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin 1881.
Biedermann, H.: Handlexikon der magischen Künste. Graz, Austria, 1973.
Dehio Niederösterreich. Neubearbeitet von R. K. Donin. Wien 1973.
dtv-Lexikon. München 1969.
Eibl-Eibesfeldt, I.: Die !Ko-Buschmann-Gesellschaft. München 1972.
Eibl-Eibesfeldt, I.: Menschenforschung auf neuen Wegen. Wien – München – Zürich 1976.
Erich, O. A. und Beitl, R.: Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Stuttgart 1974.
Gebhard, T.: Wegweiser zur Bauernhausforschung in Bayern. München – Passing 1957.
Grünn, H.: Volkskunst um Tür und Tor. Wien 1982.
Gutkas, K.: Geschichte des Landes Niederösterreich. St. Pölten 1974.
Haberlandt, A.: Zur Begriffsbildung für Siedlungs- und Haustypen in Niederösterreich. In: Lechner, K.: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. Wien 1936.
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Walter de Gruyter & Co. Berlin 1938, 41.
Häusler, W.: Land zwischen Donau und Schöpfl. Wien – München 1980.
Hinde, R.: Das Verhalten der Tiere. Frankfurt am Main 1973.
Hoernes, M.: Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien – Leipzig 1909.
Huxley, J. S.: Proc. Zool. Soc. London 1914. In: Frank, D.: Verhaltensbiologie. Einführung in die Ethologie. Stuttgart 1979.
Knuf, A. u. J.: Amulette und Talismane, Symbole des magischen Alltags. Köln 1984.
Koenig, O.: Kultur und Verhaltensforschung. Einführung in die Kulturethologie. München 1970.
Koenig, O.: Urmotiv Auge. München 1975.
Kräftner, J.: Naive Architektur in Niederösterreich. St. Pölten 1977.
Kutscha, G.: Der Weg ins Abendland. Zeugnisse der Völkerwanderung. Wien – Heidelberg 1978.
Lexikon der Kunst. E. A. Seemann Verlag. Leipzig 1968.
Lawick-Goodall, J. van: Wilde Schimpansen. Reinbek bei Hamburg 1971.
Mader, J.: Schmuckelemente der Volkskunst. Kerbschnitzen. Ried 1976.
Nemec, H.: Alpenländische Volkskunst. Wien 1966.
Pöttler, V. H., Bergsteiger, A. M.: Volksarchitektur der Oststeiermark. 1982 by Zeitschrift Gleisdorf.
Russell, P. A.: Fear-evoking stimuli. In: Sluckin, W. (ed.) Fear in animals and man. London 1979.
Schlee, E.: Die Volkskunst in Deutschland. Ausstrahlung, Vorlagen, Quellen. München 1978.
Schmidt, L.: Volkskunst in Österreich. Wien 1966.
Schwabe, J.: Archetyp und Tierkreis. Basel 1951.
Seligmann, S.: Der Böse Blick und Verwandtes. Berlin 1910.
Weigel, K. Th.: Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern. München 1939.
Weigel, K. Th.: Ritzzeichnungen in Dreschtennen des Schwarzwaldes. Heidelberg 1942.
Wickler, W.: Mimikry. München 1968.
Wickler, W.: Stammesgeschichte und Ritualisierung. Zur Entstehung tierischer und menschlicher Verhaltensmuster. München 1970.

Viktor Herbert Pöttler:

Material und Funktion – Grundelemente der Volksarchitektur

Vor wenigen Jahrzehnten war die europäische Siedlungslandschaft noch von den bäuerlichen Haus- und Hofformen geprägt[1]. Damals war auch die Sorge um unsere Landschaft oder Umwelt geringer als in unseren Tagen verschiedenster Zwangsbeglückungen.

Wir nennen die historische bäuerliche Bauweise heute vielfach naive, elementare, anonyme Architektur[2] oder treffender Volksarchitektur, da sie durch die Bauern, die noch im vorigen Jahrhundert 85 Prozent unseres Volkes ausmachten, getragen wurde. Den Anfängen dieser Bauweise soll diese knappe Darstellung gewidmet sein.

Bei weiträumiger Betrachtung der primären Bauten im Bereich der bäuerlichen Kultur, insbesondere aber auch der voragrarischen Lebensformen, ist eine strenge Abhängigkeit aller Bauten von Material und Funktion, die ihrerseits erst die Konstruktion hervorbrachten, erkennbar. Dies gilt, vereinfacht gesehen, etwa für die Windschirme der Pygmäen oder Buschmänner[3], die Rundbauten der Masai oder Herero[4] ebenso wie für die archaischen Holzknechthütten, Blockbauhäuser, Ständerbauten[5] oder Trulli[6] europäischer Gebiete.

Der Mensch in seiner kulturellen Evolution als Sammler, Jäger, Viehzüchter oder Ackerbauer ist unlösbar mit seiner naturhaften Umwelt verbunden und von dieser in höchstem Maße abhängig[7]. Auch dort, wo er sich im Laufe seiner Entwicklung zum Homo urbanus gegen diese Umwelt stellt, muß er letztlich mit und von ihr leben. Das gleiche gilt in gleichem Maße für die lebenserhaltenden Bereiche der Ernährung und Bekleidung wie schließlich für jene des Wohnens, Arbeitens oder Wirtschaftens. Wo der Homo sapiens seine ersten Schritte zum Homo aedificans tut, zeichnet sich auch eine Trennung seiner biologischen und kulturellen Evolution ab, und der Mensch verläßt die Gefilde seiner Primatenherkunft, um den Weg seiner Kultur- und damit auch seiner Baugeschichte zu beschreiten[8]. Seine Naturabhängigkeit teilt der Homo sapiens mit seinen unmittelbaren Vorfahren ebenso wie mit den übrigen Lebewesen dieser Erde; freilich in gradueller Unterschiedlichkeit, wenn wir die menschliche Vernunft als Möglichkeit einer sinnvollen Naturnutzung werten. Bisweilen ist allerdings das Sinnvolle der heutigen Naturausbeutung trotz menschlicher Vernunft in Frage gestellt.

»Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein«,

läßt Goethe Mephisto dieses menschliche Versagen geißeln[9].

Der verlorene Maßstab in der Umweltbewertung, mangelhafte Einsichten in die naturhaften Zusammenhänge, verbunden mit einer Euphorie über das technisch Machbare, bringen gefälschte Bilanzen zwischen Mensch und Natur zustande. Die Ergebnisse dieser Entwicklung kennen wir und tragen sie zum Teil als Umweltbelastungen mit uns herum. Eine positive Einflußnahme auf den Gang der Ereignisse scheint mir hier allerdings besser als ständiges Klagen. Alle Schutzverbände sollten daher mit entsprechenden Fachleuten schon in der Planung umweltverändernder Maßnahmen vertreten sein, um nicht immer im nachhinein, als Kritiker und Besserwisser, aufzutreten und letztlich angesichts vollzogener Tatsachen nichts mehr zu erreichen[10].

In diesem Beitrag soll aber von einem weitgehend unbelasteten Bauen die Rede sein, vom Bauen als einem menschlichen Urbedürfnis, das in dem Suchen nach Schutz vor Wind und Wetter wurzelt, das seinen Urgrund in dem Bedürfnis nach einer Behausung für die Aufzucht der Jungen und zum Schutz der Sippen- und Familiengemeinschaft hat[11]. Zweifellos haben

tierischer Nestbau und der menschliche Hausbau eine gemeinsame Wurzel, die bis zur Verwendung naturhaften Baumaterials und dessen funktionsgerechter Verwertung reichen. In der menschlichen Erziehung erinnert uns der Begriff der Nestwärme noch an diese vergangene Gemeinsamkeit des Menschen mit Verwandten in freier Natur.

Wo der Mensch in seiner Evolution für uns erkennbare Formen annimmt, wo er den Weg zum Homo sapiens betritt, wird er auch zugleich zum Homo faber und in bescheidenen Anfängen bald auch zum Homo aedificans, der uns heute hier näher beschäftigen soll. Es zeichnet sich damit auch der Beginn eines Weges von der rein aneignenden zur produzierenden Lebens- und Wirtschaftsweise ab. Aus der Frühform des menschlichen Daseins, ob Heidelberg-, Java- oder Pekingmensch, ob Neandertaler oder Cromagnon-Mensch, sind uns, trotz zunehmender Gehirnvolumina, keine Wohnbauten bekannt. Sie alle werden wahrscheinlich mit Unterständen zufrieden gewesen sein, wie es ihre unmittelbaren Vorfahren gewesen sind. Soweit ihnen Höhlen zur Verfügung standen, wurden sie gewiß genutzt.

Wenn man ihrer Zeit auch teilweise ein mildes Waldklima bescheinigt, so werden sie nicht ganz ohne Unterkünfte ausgekommen sein. Die Fähigkeit, einen Iglu zu bauen, dürfte sich schon damals entwickelt haben, womit die Halbkugel als Wohnraum nicht so neu sein dürfte, wie sie heute mitunter empfunden wird. Das Feuer war bekannt, so war für das Ärgste gesorgt. Selbst noch nicht ganz zum »nackten Affen« geworden, standen ihnen Felle und andere naturhafte Hüllen als Kleidung zur Verfügung[12]. Wo immer wir unsere Betrachtungen ansetzen, der Schritt vom Höhlenbewohner zum dachbauenden Homo sapiens ist zugleich der erste Schritt auf dem Weg zum Homo aedificans. Im Laufe der Entwicklung erfährt die primäre Schutzfunktion des Bauens eine wesentliche Bereicherung durch die Funktionen des Hausens oder Wohnens und jene des Arbeitens, wenn wir reine Kulturbauten ausklammern, die allerdings in Material und Technik den Wohnbauten folgen.

Die naturhaften Baustoffe Erde – vor allem in Form von Lehm –, Holz und Stein dominieren bis in unsere Zeit und werden erst seit etwa einem Jahrhundert, zumindest im urbanen Bauen, durch industrielle Baustoffe ersetzt. Den Ziegel möchte ich hier als einen naturhaften Baustoff aufgefaßt wissen, den etwa die Babylonier schon vor mehr als 6000 Jahren ungebrannt und später gebrannt verwendet haben. Lehm als Baustoff ist in der dritten Welt heute noch reichlich in Verwendung und wird zu eindrucksvollen Bauten gestaltet[13]. Aber auch bei den sogenannten »g'satzten« Häusern, die aus Lehm gestampft wurden, blieb Erde oder Lehm, etwa im Burgenland oder in der südlichen Oststeiermark, als Baustoff bis ins 20. Jahrhundert erhalten[14]. Erzherzog Johann hat bei seinen Bemühungen um eine Verbesserung des Bauernhauses in der Steiermark den sogenannten Pisèbau, eine Stampfbauweise aus Lehm, gefördert[15].

In unseren geografischen Breiten ist auf Grund des Waldreichtums Holz in allen seinen Formen, vom Zweig, Ast, Pfosten, Rundbloch, Kantholz bis zum geklobenen und später geschnittenen Brett der primäre Baustoff. Um die Zeitenwende war bis auf die Küstengebiete des Mittelmeeres, wo sich die Römer bemerkbar machten, nahezu ganz Europa mit Wald bedeckt[16]. Zur Zeit der Babenberger bestand Wien noch mehrheitlich aus Holzhäusern, und Kaiser Maximilian I. erlernte das Zimmermannshandwerk, da dieses zu seiner Zeit noch dem Maurer und allen anderen Handwerkern übergeordnet war[17].

Das Wohnen in Höhlen wurde in der Forschung lange Zeit überbewertet. Naturgemäß eignen sich für diese ersten »Fertigteilwohnungen« nur Höhlen mit baldachinartigen Vorsprüngen, da sich der Gebrauch des Feuers als Licht oder Heizquelle in der Tiefe einer Höhle nicht empfiehlt. Höhlenwohnungen, zumindest deren Reste blieben uns vereinzelt erhalten,

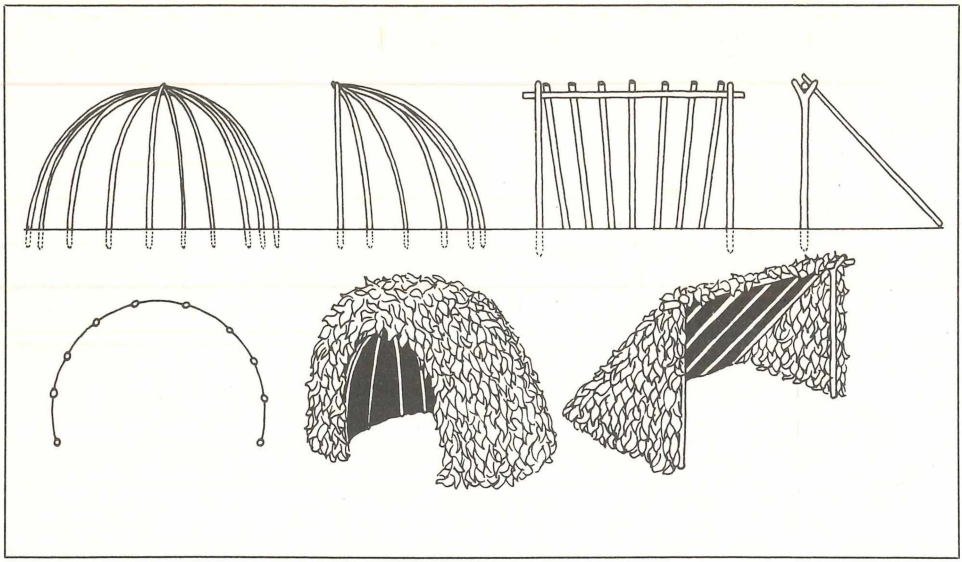


Abb. 1: Auf- Grund- und Seitenriß-Skizzen eines kuppel- und pultdachförmigen Windschirmes (Entw. F. Hampl)

die bescheidenen Freilandwohnungen können nur mühsam von Archäologen erforscht werden. Dementsprechend verdanken wir unser relativ geringes Wissen über die ersten menschlichen Wohnstätten ausschließlich urgeschichtlichen Befunden[18].

Sehen wir von den Höhlenwohnungen ab und versuchen wir, die bescheidenen Anfänge menschlicher Bauaktivitäten zu finden, so begegnet uns nahezu in allen Kulturkreisen der Windschirm[19], den Buschmänner und Pygmäenstämme noch heute benutzen, als ein Urelement des menschlichen Bauens. An den Windschirm gemahnende Unterstände für Mensch und Tier sind bis in unsere Tage aber auch auf unseren Almen vereinzelt zu finden, wo mit einfachsten Mitteln aus Holz oder Stein primitive Schutzbauten eine jahrtausendelange Entwicklung ohne wesentliche Änderungen überdauerten[20].

Der Windschirm besteht in seiner einfachsten Form aus einer rechteckigen, schräg abgestützten Fläche, er kann aber auch gerundet und leicht gewölbt sein[21]. In jedem Fall wird er aus Ästen und Zweigen geflochten und bietet Schutz gegen Wind und Regen, aber auch gegen zu starke Sonnenbestrahlung. Wir wollen festhalten, daß beim Windschirm der Baustoff Holz geflochten wird und daß wir hier erstmals der Technik des Flechtens begegnen, die eine Voraussetzung für die Erfindung der Wand beim Hausbau darstellt. In seiner ursprünglichen Verwendung treten beim Windschirm die Funktionen des Daches und der Wand gemeinsam auf, er bildet daher das Grundelement für beide. Stellt man nun 2 rechteckige Windschirme einander gegenüber, so erhält man die Grundform des Satteldaches, während eine rechteckige Windschirmfläche ein Pultdach ergibt. Schafft man unter einem am Boden stehenden Satteldach eine Wohngrube, so wird die Bewegungsmöglichkeit in dieser Behausung wesentlich größer, ohne daß eine Wand im Sinne unseres heutigen Hauses gebaut werden muß. Soldaten, die längere Zeit in einem Biwak verbracht haben, werden noch in unseren Tagen mit dieser einfachen Lösung Bekanntschaft gemacht haben.

Um 30 000 begegnen uns die ersten altsteinzeitlichen zeltartigen Hütten, bei denen Holz als Gerüstbau verwendet wird und der nomadisierende Jäger Tierfelle für die Zeltwände benutzt.

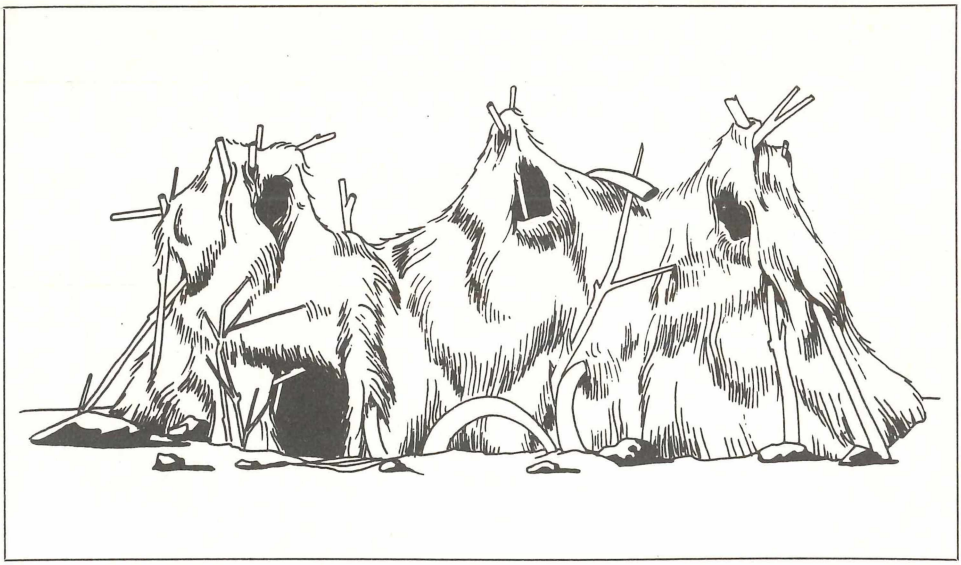


Abb. 2: Altsteinzeitliche Hütte von Puskari a. d. Desna, UdSSR, ca. 28000 v. Chr.

Natürlich kann man diese Wände auch aus anderem naturhaften Material wie Zweigen, Ästen, Stangenholz u. ä. herstellen. In den Restbeständen volkstümlicher Bauweisen, wie sie die Wissenschaft der Volkskunde erforscht, sind beachtliche Befunde und Belege für altartige bis urgeschichtliche Bauten zu finden. So geben die als Satteldächer auf dem Erdboden stehenden Rindenhütten der Holzknechte, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten in unseren Wäldern zu finden waren, ein eindrucksvolles Zeugnis für diese archaische Bauweise. Aber auch die Zelte der Lappen, Zeltdächer aus Stroh und Schilf sind hier einzuordnen. Die Wohnqualität der zeltartigen Hütten wurde gleichfalls durch Wohngruben verbessert.

Noch fehlt auf dem Weg zum Haus die senkrechte Wand. Erst im Neolithikum, mit der Seßhaftwerdung des Menschen und einer Frühform des Bauerntums bei uns, nimmt die menschliche Wohnung Formen an, die der heutigen Vorstellung von einem Haus nahekommen. Ich darf als bekannt vorausschicken, daß dies in anderen Kulturkreisen wesentlich anders aussieht und etwa in Mesopotamien um 4 500 die ersten urbanen Siedlungen entstanden sind.

Als Voraussetzung für das neolithische Haus mußte die aufgehende Wand erfunden werden. Als Baustoffe standen Holz in unterschiedlichen Dimensionen und Erde in Form von Lehm zur Verfügung. Die Bauerfahrungen mit dem Windschirm brachten das Flechten von wandartigen Flächen ein, aber auch Dächer wurden ursprünglich geflochten. Tatsächlich sind die ersten uns bekannten Wände geflochtene Flächen, wie sie der Mensch der Steinzeit im Umgang mit den naturhaften Baustoffen Ast, Zweig und Laub schon beherrschte. Die geflochtene Wand ist in nahezu allen Kulturen unserer Erde die Urform von Dach und Wand. In Primärkulturen wird sie bis heute verwendet. Sie war aber bis vor kurzem auch in der Volksarchitektur Europas, insbesondere bei Speicherbauten, noch zu finden und begegnet uns noch heute im Südosten Europas, vereinzelt aber auch bei uns im Burgenland.

Die Sprache hat uns das Herkommen der Wand aus der geflochtenen Fläche festgehalten. Der Grazer Indogermanist Rudolf Meringer hat in seiner Betrachtungsweise »Wörter und

Abb. 3: Speicher mit geflochtenen Wänden, Freilichtmuseum Klausenburg, Rumänien (Aufn. B. Pöttler)

Sachen« nachgewiesen, daß Wand von winden im Sinne von flechten kommt[23]. Dazu dienen die sprachlichen Belege: got. »wandus« und anord. »vondr«, was soviel wie Rute bedeutet. Auch got. »waddjus« Wand bedeutet ursprünglich Geflecht[24].

Unser Geflecht bedarf freilich einer Stützung, um zur Wand zu werden, und diese wird ihm durch aufgehende Rundhölzer oder Pfosten zuteil. Auf diese Weise entsteht der sogenannte Pfostenbau, die älteste Holzbauweise unserer Landschaften, die als Ständerbau und Fachwerkbau in unseren Tagen fortlebt[25]. Bevor es jedoch im Pfostenbau zur Vereinigung von Dach und Wand in Form eines Hauses kommen konnte, mußten einige elementare bautechnische Erfindungen gemacht werden.

Schon beim Windschirm wurde zur Abstützung ein naturgegebenes Bauelement verwendet, das für die Entwicklung der Wand und des Daches unentbehrlich war. Es ist dies die Astgabel[26], die im Volksmund auch Astzwiesel genannt wird, jener Teil eines Holzstammes oder Astes, an dem sich das gewachsene Holz gabelt, also Äste bildet. Ob wir ein Pultdach, ein Satteldach oder ein Zeltdach stützen, die Astgabel wird benötigt. Sie wird beim Dach als Zeltstange ebenso verwendet wie in der späteren Entwicklung als pfettentragende Firstsäule oder als Stütze für die Mauerbänke. Noch heute ist die Astgabel bei den Bauten der Primärkulturen unersetzlich, begegnet uns aber auch im Sochadach[27] Osteuropas und bei manchen bäuerlichen Primärbauten, wie Speichern, Stallungen u. ä.

Bietet die Natur nicht in ausreichendem Maße die Astgabel, so kann die Pfostenschere an ihre Stelle treten, die im wesentlichen die gleiche Funktion erfüllt, durch ihre Schrägstellung günstigere statische Gegebenheiten schafft als die Astgabel, dafür aber mehr Platz benötigt.

Astgabel und Pfostenschere sind wahrscheinlich die ältesten Konstruktionshilfen im Hausbau. Die Astgabel begegnet uns ja schon in den zeltartigen Hütten[28] um 28 000 und hat sich von den altsteinzeitlichen Zeltbauten bis zu den Firstsäulen unserer Pfettendächer, insbesondere im schon genannten Sochadach der Slawen, erhalten. Slaw. »socha« heißt Gabel[29]. Gabel ist im Sinne von »Wörter und Sachen« mit Giebel gleichzusetzen, und tatsächlich bildet sich dort, wo die Astgabel steht, der Giebel des Hauses.

Bei vielen Frühformen des Hauses liegen auf den in Astgabeln gelagerten Firstpfetten die Schräghölzer des Daches, die an ihren oberen Enden mit Bast, Ruten oder Sehnen zusammengebunden werden und die ihrerseits wiederum die Dachstangen mit der Dachhaut tragen. Dieses ursprüngliche Binden des Holzes ist gleichfalls im Sinne von »Wörter und Sachen« in der Bezeichnung »Holzverbindungen«, wie wir sie beim Ständerbau und insbesondere beim Blockbau finden, erhalten geblieben.

Die konsequente Weiterentwicklung der natürlichen Astgabel stellt die Pfostenzange dar, bei der aus dem Pfostenkopf handwerklich, also mit einem Werkzeug, eine Gabel herausgearbeitet wird. Durch die Pfostenzange wurde im Bereich der Dach- und Wandkonstruktion ein Auflager für waagrechte Hölzer geschaffen, wobei durch die kantige Struktur der Zange das Drehmoment weitgehend ausgeschaltet wurde.

Für diese Konstruktion gibt es neolithische Belege aus der Nordschweiz, Robenhausen und Niederwill, aber auch frühhallstättische Siedlungsfunde auf der Kelchalpe bei Kitzbühel in Tirol u. a. m. Die Ausbildung dieser Pfostenzange steht natürlich mit der Entwicklung des Werkzeuges, insbesondere von Meißel und Hammer, in engstem Zusammenhang[30].

Eine äußerst bemerkenswerte, bis in unsere Tage erhaltene Form der Pfostenzange ist an der Pfostenscheune aus dem Jaufental in Südtirol erhalten geblieben, die ich im Jahre 1972 in das Österreichische Freilichtmuseum nach Stübing übertragen habe[31]. Die Entwicklung der aufgehenden Wand im Holzbau hatte die Holzverzapfung zur Voraussetzung. Diese ist, wie die Pfostenzange, schon eine neolithische Form der Holzbautechnik. Dabei wird das Kopfende eines Pfostens als scharfkantiger Zapfen abgesetzt und in ein gleichfalls scharfkantig zugerichtetes Zapfenloch eingeführt. Dieser Technik bedienen sich noch heute unsere Zimmerleute und Tischler, wenn es gilt, zwei Hölzer im rechten Winkel miteinander zu verbinden.

Aus den in der Natur vorgegebenen Materialien Holz und Erde – Lehm – entwickelten sich nun in Erfüllung der gestellten Bauaufgaben oder Funktionen unter Anwendung der eben vorgestellten konstruktiven Möglichkeiten die ersten Hausformen Europas, wenn wir den primären Steinbau der mediterranen Gebiete ausklammern.

Holz als Baustoff ermöglichte grundsätzlich 2 Bautechniken: 1. den schon genannten Pfostenbau, der zum Ständer- und Fachwerkbau[32] führte, und 2. den Blockbau[33].

Während für den Ständerbau in der Regel Laubholz verwendet wird, das zufolge seines Wachstums meist nur zu kurzen Bauhölzern ausgeformt werden kann, führte das lang- und geradwüchsige Nadelholz zum Blockbau. Eine Gegenüberstellung der Laubholz- und Nadelholzgebiete Europas zeigt nahezu eine Deckung mit der Verbreitung des Fachwerk- und des Blockbaues[34].

Die urtümlichste, weil technisch am leichtesten beherrschbare Holzbauweise Europas ist der schon erwähnte Pfostenbau. Der Grundriß dieser Bautechnik konnte rund, oval oder viereckig sein. Die Erfindung des Pfostenbaues als Grundform des Skelettbaues hat das Problem der Anhebung des Daches gelöst und die Entwicklung der Wand ein gutes Stück vorangebracht.

Die Technik des Pfostenbaues besteht darin, daß man in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen Rundhölzer in die Erde rammt und die Zwischenräume mit dem schon erwähnten Flechtwerk aus Ästen und Zweigen schließt. Bei Speicherbauten bleibt nun diese geflochtene Wand meist unverputzt, sie kann aber auch, wie beim Wohnbau, beidseitig mit einem gemagerten Lehm verdeckt werden. Zur Magerung des Lehms verwendet man Häcksel, also gehacktes Stroh, oder ehedem auch Mist.

Ein früher Zeuge eines Pfostenbaues ist uns in der Rekonstruktion eines Hauses aus der

Abb. 4: Pfostenbau aus dem 4. Jahrtausend, Rekonstruktion im Urgeschichtlichen Freilichtmuseum in Asparn a. d. Zaya, NÖ. (Aufn. NÖ. Bildstelle)

linearkeramischen Kultur des 4. Jahrtausends im urgeschichtlichen Freilichtmuseum des Landes Niederösterreich in Asparn an der Zaya zur Verfügung gestellt worden[35].

In diesem Zusammenhang sind die sogenannten Pfahlbauten zu erwähnen, die, ähnlich wie die frühen Höhlenwohnungen, in unserer Erinnerung aus der Schulzeit verankert sind. Sie sind allerdings nicht als Bautypus anzusprechen, sondern treten lediglich hinsichtlich ihrer Lage im oder meist am Wasser besonders in Erscheinung und sind im übrigen der jeweiligen Bautechnik, in der sie errichtet wurden, zuzuordnen. Da sie mitunter im Moor versanken, blieben sie für die Nachwelt meist besser erhalten als andere Bauten[36].

Beim Pfostenbau wurden alle hier dargestellten konstruktiven Elemente des frühen Holzbaues wie Astgabel, Pfostenschere, Pfostenzange und schließlich auch die Verzapfung entwikkelt und verwendet. So wurden die Firstpfetten des einfachen Satteldaches, aber auch die Mauerbänke der Wände von Astgabeln oder Pfostenscheren getragen, um nur einige primäre Konstruktionsformen in Erinnerung zu rufen.

Die archäologischen Befunde zeigen uns bei den Pfostenbauten nur mehr die Löcher, in denen die Pfosten steckten. Damit ist auch ein besonderes Problem dieser Bautechnik angeschnitten. Naturgemäß ist nämlich das Holz zwischen »Tag und Nacht«, also beim Eintritt in das Erdreich, dem Verfall am stärksten ausgesetzt. Man ging daher allmählich dazu über, die Pfosten nicht mehr in die Erde zu rammen, sondern sie auf Steinen zu lagern, um die Einwirkung der Bodenfeuchtigkeit zu mindern. An vielen historischen bäuerlichen Bauten ist diese Entwicklungsstufe noch festgehalten[37].

Nach der Erfindung der Verzapfung konnten die senkrechten Hölzer der aufgehenden

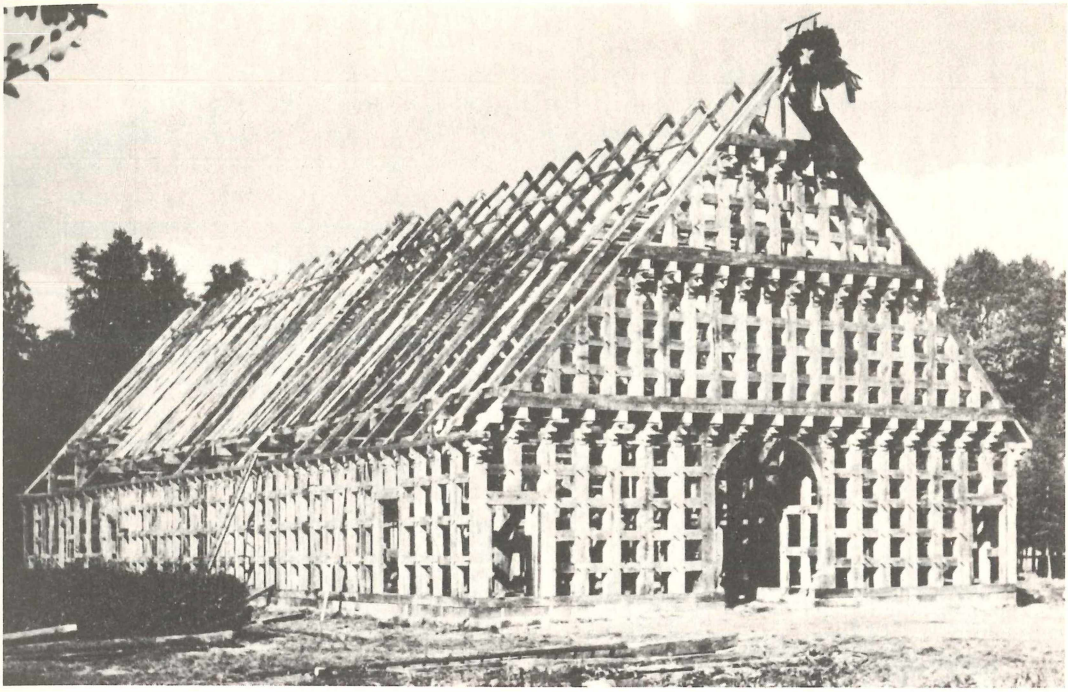
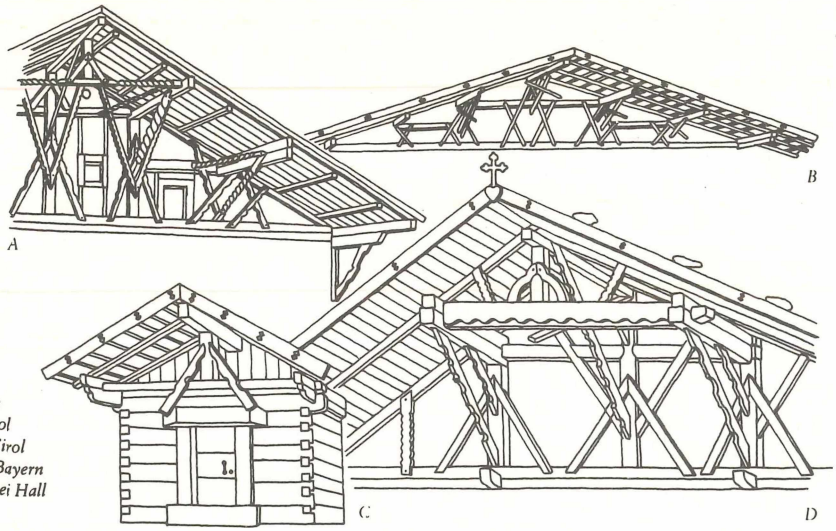


Abb. 5: Niederdeutsches Hallenhaus im Holzgerüst. Niedersächsisches Freilichtmuseum Cloppenburg

Wand in eine waagrecht liegende Grundschwelle eingezapft werden, wobei diese Grundschwelle mitunter auch auf Steinen gelagert wurde, um sie vor der Feuchtigkeit besser zu schützen[38]. Insgesamt erlaubte die Verzapfung aber auch eine Versteifung der Wände durch waagrechte Hölzer, sogenannte Riegel, wodurch der entscheidende Schritt vom Pfostenbau zum Ständerbau ermöglicht wurde. Zahlreiche Verfeinerungen des Ständer- oder Riegelbaues führten im Laufe der Jahrhunderte zum Fachwerkbau, dessen Vollendung uns im west-, nord- und mitteleuropäischen Raum begegnet. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die sogenannten Nürnberger Häuser oder an das Niederdeutsche Hallenhaus im Bereich der bäuerlichen Siedlung.

Die Gestaltung der Wand im Ständer- und Fachwerkbau blieb bis herauf ins 19. Jahrhundert teilweise mit der Technik der geflochtenen Wand verbunden. Erst allmählich setzte sich für die Füllung der Gefache, wie man die Felder des Fachwerkes nennt, Ziegel in Form von »Backstein« durch. Dieser konnte verputzt oder, wie etwa im norddeutschen Raum, sichtbar bleiben. Noch heute bestimmt der Fachwerkbau weite Teile des mittel- und norddeutschen Gebietes im historischen Bereich des urbanen Bauens und der bäuerlichen Bauweise. Ähnliches gilt für West- und Nordeuropa. In den alpenländischen Landschaften hat sich eine Form des Ständerbaues in der Bundwerkzimmerung erhalten[39].

Ist der Pfosten-, Ständer- oder Fachwerkbau die eine Möglichkeit, mit Holz ein Haus zu bauen, so begegnet uns im Blockbau die zweite, historisch jüngere Technik des Holzbaues. Wir finden den Blockbau vor allem in den waldreichen alpinen Gebieten Europas, wo das Nadelholz überwiegt, aber auch im gesamten Osten Europas und insbesondere in Skandina-



Bundwerkgiebel:
A Stuben in Tirol
B Valsertal in Tirol
C Garmisch in Bayern
D Heiligkreuz bei Hall in Tirol

Abb. 6: Bundwerkgiebel in Tirol und Bayern

vien hat sich der Blockbau zu hoher Blüte entwickelt[40]. Selbstverständlich sind beide Holzbautechniken, Ständerbau und Blockbau, auch nebeneinander zu finden, zumal sie ja in vielen Gebieten in historischer Abfolge entstanden sind. Bei zahlreichen Bauten, insbesondere bei Wirtschaftsgebäuden, treffen wir beide, ihren unterschiedlichen Funktionen entsprechend, mitunter nebeneinander an einem Bauwerk[41].

Bemerkenswert ist der Umstand, daß der Blockbau jünger ist als der Pfostenbau, obgleich er in seiner archaischen Urform urtümlicher wirkt als der Pfostenbau. Der Blockbau besteht in der Regel aus schweren Rundhölzern, deren Gewinnung und Verarbeitung höher entwickelte Werkzeuge und arbeitstechnische Erfahrungen voraussetzen. Die ersten Befunde von Blockbauten reichen bei uns in die Bronze- und Hallstattzeit zurück[42]. In Skandinavien, wo der Blockbau zu besonders schönen Formen entwickelt wurde, ist er wesentlich jünger und kaum vor 1000 n. Chr. heimisch geworden[43]. Der Blockbau bedarf zwar keiner senkrechten tragenden Hölzer wie der Pfostenbau, da er aus waagrecht übereinandergelagerten Hölzern gezimmert wird, diese Wandhölzer müssen allerdings an den Ecken miteinander verbunden werden. Erst die Eckverbindungen gewährleisten das feste Gefüge des Holzverbandes. Sie machen auch für den Blockbau höhere Werkzeugqualität und Arbeitstechnik erforderlich, und das erklärt letztlich die zeitliche Staffelung von Pfostenbau und Blockbau.

Den ältesten urgeschichtlichen Befund einer vollentwickelten Blockbauweise außerhalb des Wohnbaues stellen die beiden Brunnenkästen von St. Moritz im Kanton Graubünden dar; sie stammen aus der mittleren Bronzezeit. Für 900 v. Chr. wird über das Gehöft der jüngeren Siedlung in Buchau am Federseemoor berichtet[44]. Die Buchauer Blockhütte um 1000 v. Chr. weist nahezu alle Einzelheiten auf, wie sie bis in unsere Tage bei den altartigen Almhütten zu finden sind[45].

Das besondere Kennzeichen der Blockbautechnik sind die schon erwähnten Holzverbindungen, die für die Statik des Baues verantwortlich sind. Von der einfachen Überkämmung

mit der Urform der Kerbe reicht die Entwicklung bis zu den feinen Schwalbenschwanzverzinkungen, zum mehrfachen Glockenschrot usw.[46].

Die waagrecht übereinander gelagerten Hölzer werden durch beidseitig angespitzte Holznägel, sogenannte Dübel, untereinander verbunden, um den Holzwänden die nötige Versteifung zu geben[47]. Eckverbindungen und Dübelung gewährleisten die Standfestigkeit der Blockbauwände und ermöglichten erst die Entwicklung der Mehrgeschossigkeit im Blockbau. Die waagrechten Unterzüge bei Böden und Decken haben gleichfalls dazu beigetragen. Technisch hat sich der Blockbau in seinen Grundzügen seit dem ersten vorchristlichen Jahrtausend wenig verändert. Seine geografischen und ethnisch bedingten Unterschiede sind äußerst gering und im bautechnischen Bereich nicht immer erkennbar. Baustoff, Funktion und Konstruktion haben in dieser strengsten aller Holzbautechniken keine großen bautechnischen Abweichungen ermöglicht. Die Unterscheidungsmerkmale liegen vielmehr in der handwerklichen Bewältigung der Blockbautechnik.

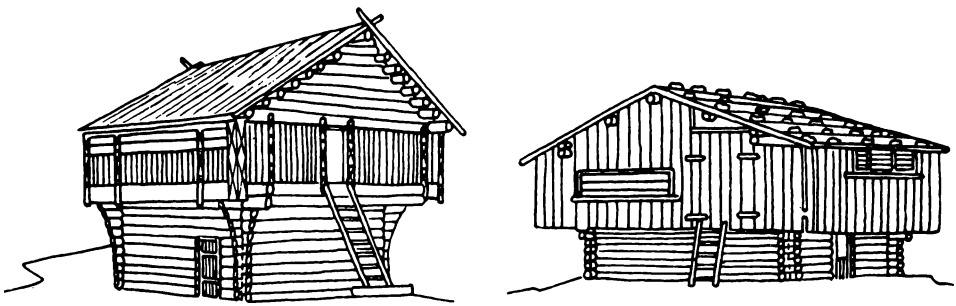


Abb. 7: Blockbauten aus Hallingdal in Norwegen und aus Alpbach in Tirol

Verwendet man bei der Errichtung eines Blockbaues Kiefernholz oder Eichenholz, beide sind nicht extrem geradwüchsig, so entstehen beim Wandholz größere Zwischenräume, als dies etwa bei der Fichte, Tanne oder Lärche der Fall ist. Diese Zwischenräume müssen nun bei einem Wohnbau mit einem Lehm-Häcksel-Gemisch abgedichtet werden, wie wir dies auch bei burgenländischen oder südosteuropäischen Speicherbauten finden. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel dieser Bautechnik ist das Weingartenhaus aus Tieschen bei Bad Radkersburg in der Steiermark, das aus dem Jahre 1564 stammt und das ich in das Österreichische Freilichtmuseum übertragen konnte[48]. Dabei ist folgendes beachtenswert: Die Landschaft um Tieschen ist zum Teil mit Eichenwäldern besetzt, folglich wurde Eichenholz als Baustoff verwendet. Die übliche Holzbautechnik dieses Gebietes ist jedoch der Blockbau, da großräumig das langwüchsige Nadelholz überwiegt. Die aus Eichenholz gezimmerten Weingartenhäuser um Tieschen, deren Lebensdauer zufolge der guten Holzqualität der Eiche länger ist als jene von Fichtenholzbauten, weisen nun die vorhin erwähnten großen Zwischenräume im Wandgefüge auf, und man hat diese, wiederum mit einem natürlichen Baustoff, nämlich mit gemagertem Lehm, verschlossen oder verschmiert. Das Erscheinungsbild dieses Hauses hat mich veranlaßt, das Weingartenhaus von Tieschen mit jener Stelle von Tacitus (Germania – Kapitel 16) in Zusammenhang zu bringen, wo der römische Autor um 98 n. Chr. über das Haus der Germanen berichtet. Tacitus schreibt wörtlich: »Ihre Dörfer legen sie (die Germanen), nicht wie wir, so an, daß die Häuser Wand an Wand stehen und eine Straße bilden. Jeder

läßt vielmehr um seinen Hof einen freien Raum; vielleicht will man sich dadurch vor Feuersgefahr schützen, vielleicht versteht man sich auch nicht recht aufs Bauen. Nicht einmal behauene Steine oder Ziegel benutzen die Germanen; ohne Rücksicht auf gefälliges und schönes Aussehen verwenden sie zu allem unbehauenes Holz. Doch bestreichen sie ihre Häuser an gewissen Stellen ziemlich sorgfältig mit einer so blendendweißen Erdart, daß es wie Bemalung und Verzierung mit farbigen Ornamenten aussieht[49].«

Tacitus war offenbar kein Freund des Holzbaues, hat möglicherweise vom Bauen insgesamt nicht viel verstanden und nicht zuletzt deshalb den Holzbau der Germanen mit der Überheblichkeit des herrschenden Römers beurteilt.

Das Tieschener Weingartenhaus im Österreichischen Freilichtmuseum zeigt uns nun in eindrucksvoller Weise die mit Lehm verputzten Zwischenräume an den Holzwänden des aus Eiche gezimmerten Blockbaues, die Tacitus als Ornamente offenbar mißversteht. Da auch der Pfosten- und Ständerbau zu Tacitus' Zeiten mit Lehm verputzt wurde, könnte er freilich Blockbauten und Ständerbauten gesehen haben.

Während beim Ständerbau die Grundrisse beliebig groß gehalten werden konnten, ist man beim Blockbau von der Länge des Wandholzes abhängig und naturgemäß auch an die Form des Viereckes gebunden. Will man über die Länge des Bauholzes hinaus, um nach dem Prinzip des additiven Bauens ein vielräumiges Gebäude zu errichten, so stehen verschiedene Techniken zur Verfügung.

Abb. 8: Das Tieschener Weingartenhaus im Österreichischen Freilichtmuseum

Man kann die waagrechten Hölzer in stehende Nutsäulen[50] einzapfen. Die Nutsäulen sind so beschaffen, daß sie an zwei gegenüberliegenden Längsseiten je eine Nut aufweisen, in welche die zu Zapfen ausgeformten Enden der Wandhölzer münden. Auf diese Weise kann man auch beim Blockbau beachtliche Gebäudelängen erreichen. Eine andere Technik, Wandhölzer der Länge nach miteinander zu verbinden, ist das Verblatten. Dabei wird am Balkenende eine Hälfte der Holzstärke auf einer Länge von ca. 50 cm ausgenommen und zwei derart vorbereitete Hölzer mit ihren Ausnehmungen so übereinandergelegt, daß die ausgenommenen Hälften wieder ein Ganzes ergeben. Für die Nagelung werden Holzdübel verwendet[51]. Diese Längsverbindungen werden vor allem bei Wirtschaftsgebäuden, wo große Räume benötigt werden, praktiziert, aber auch im Wohnhausbau begegnet uns diese Form der Längsverblattung. Im Wohnhausbau ergibt die Aneinanderreihung verschiedener »Blockbaukörbe«, im Sinne des schon genannten additiven Systems, die Möglichkeit vielräumiger Gebäude. Die Verbindung der Blockbaueinheiten geschieht durch die gezeigten Holzverbindungen. Mitunter bedient man sich zur Raumerweiterung des Hauses aber auch der Ausbildung eines Wiederkehrs oder Kreuzgiebels, indem man dem Haupthaus einen Zubau im rechten Winkel zugesellt[52]. Durch diese verschiedenen Methoden der additiven Bauweise konnte im Blockbau das ursprüngliche Einraumhaus zum drei- oder mehrteiligen Grundriß entwickelt werden. Einräumige Holzknechthütten, Badstuben oder Getreidekästen mit Vorlauben zeigen uns heute noch den Weg dieser Entwicklung[53].

Die Einbindung der Innenwände erfolgt beim Blockbau gleichfalls durch die gezeigten Holzverbindungen. Das kann mit Kopfschrot geschehen, dann stehen die Balkenenden der eingebundenen Wände aus der Hauptwand hervor, wie wir dies vom überkämmten Blockbau kennen. Man kann sich aber auch des sogenannten Malschrots bedienen, der bündig verarbeitet wird, das heißt, die Hirnhölzer der im rechten Winkel zur Hauptwand eingebundenen Hölzer liegen in einer Ebene mit dem Wandholz. Diese bündig zum Langholz liegenden Balkenköpfe weisen mitunter schöne Zierformen auf. Das können Initialen, Werkzeugformen, religiöse Symbole u. ä. sein.

Es wurde schon darauf verwiesen, daß eine allfällige Nagelung im Holzbau bis herauf ins 19. Jahrhundert stets mit Holznägeln erfolgte, da Eisen teuer war, Holz aber kostenlos zur Verfügung stand. Eine Holzdübelung aus Lärchen-, Eschen- oder Buchenholz steht überdies einer Eisennagelung nicht nach[54].

Besonders deutlich sind die Grundelemente Baustoff und Funktion bei der Entwicklung des Daches erkennbar. Für die Konstruktion des Daches steht grundsätzlich nur Holz zur Verfügung. Die Urform des Daches haben wir im Windschirm kennengelernt.

Im Laufe der Jahrhunderte haben sich in der Entwicklung des Daches zwei Grundtypen durchgesetzt, die uns natürlich auch in vielen Mischtypen begegnen[55].

Der primäre Typus ist zweifellos das Pfettendach mit seinen Neben- und Mischtypen, während das klassische Sparrendach wesentlich jünger ist und uns etwa im 6. Jahrhundert im niederdeutschen Raum begegnet.

Beim Pfettendach tragen parallel zur Mauerbank verlaufende Pfetten – Firstpfette, Mittelpfette und Fußpfette –, die ihrerseits durch Säulen oder Wände gestützt werden, die Schräghölzer des Daches. Diese heißen hier Rofen und hängen nur über der Firstpfette, weshalb das Pfettendach auch als hängendes Dach bezeichnet wird.

Beim jüngeren Sparrendach sind je zwei Schräghölzer an ihren oberen Enden miteinander durch Zapfung oder Blattung verbunden und mit ihren unteren Enden in einen sogenannten Bundtram eingezapft. Diese stehenden und tragenden Hölzer, die durch Kehlbalken versteift

sein können, tragen wie die Rofen des Pfettendaches auch die Dachhaut. Das Sparrendach ist im Unterschied zum »hängenden« Pfettendach ein »stehendes« Dach[56]. Unabhängig von der Konstruktion ist die Form des Daches als Pult-, Sattel- oder Walmdach zu unterscheiden. Liefert die Natur das Holz für die Konstruktion des Daches, so tut sie dies erst recht für die Deckung der Dachflächen. Waren es ursprünglich nur Zweige und Äste mit ihrem Laub, die eine Dachdeckung ermöglichten, so wurden es danach Gras und mit dem beginnenden Getreidebau Stroh[57].

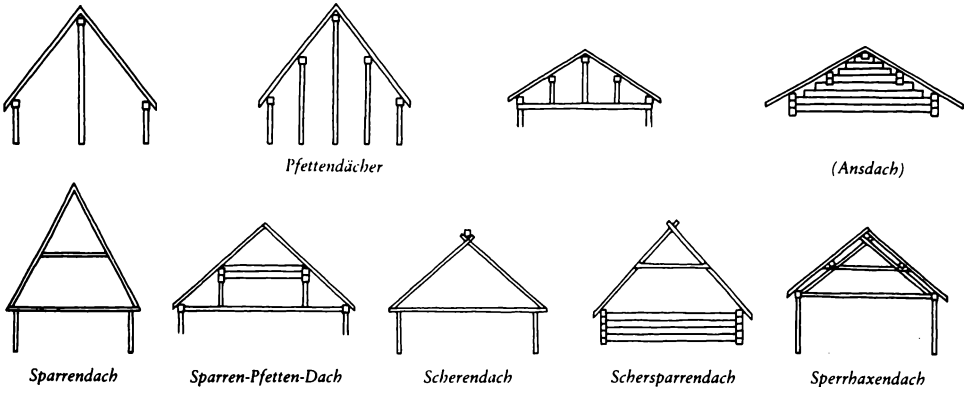


Abb. 9: Verschiedene Dachkonstruktionen

Das Gras hat in unseren Landschaften sehr bald seine Bedeutung als Deckmaterial verloren, lebt aber im Sodendach Skandinaviens, bei dem Grasziegeln aufgedeckt werden, bis heute weiter.

Stroh hat sich hingegen bei uns bis ins 19. und vereinzelt bis ins 20. Jahrhundert als Deckmaterial erhalten, wobei ich die heutigen modischen und unsinnigen Strohbedeckungen außer acht lasse. Ursprünglich war das Stroh nicht kunstvoll aufgebunden, sondern nur wirr auf die Dachstangen gelegt und dort festgebunden. Wir nennen diese frühe Form des Strohdaches auch Wirr-Strohdach. Erst allmählich, etwa am Beginn der Neuzeit, entwickelten sich verbesserte und verfeinerte Deckungsarten mit dem Stroh. Wir sprechen vom burgenländischen Kittelschabdach, das wir auch in der östlichen Nachbarschaft finden, oder vom deutschen Schaubendach. Wird beim Schabdach das Stroh in Bündeln aufgedeckt und auch mit Stroh an die Dachstangen gebunden, so breitet man beim Schaubendach das Stroh sorgfältig auf die Dachstangen und bindet es mit Weiden fest. Haselzweige, sogenannte »Racherln«, legt man dabei parallel zu den Dachstangen über das zu bindende Deckstroh, um eine bessere Festigkeit des Strohdaches zu erreichen[58].

Zu den weichen naturhaften Deckungsarten zählt auch das Holz in seinen verschiedenen Deckungsmöglichkeiten. Ursprünglich wurde Holz nur in gespaltener Form, also als Schindel aufgedeckt. Schindeln waren als »scandula« oder »scindula«[59] auch den Römern geläufig, sie haben uns auch das Wort Schindel, wie jenes vom Ziegel, Pfeiler oder Pfosten geliehen. Die Schindeln können nun in verschiedener Form und in verschiedener Technik verwendet werden. Grundsätzlich unterscheiden wir Legschindeln, die, wie schon der Name sagt, nur auf das flache Dach gelegt und mit Steinen beschwert werden, und genagelte Schindeln, von denen es wiederum einige Arten gibt. Die Legschindeln, auch »Schwarschindeln« genannt,

finden wir nur beim flachgeneigten Dach und daher in den alpinen Ländern Europas, aber u. a. auch in Nepal. Die genagelten Arten der Schindeln sind an das steile Dach gebunden. Hier gibt es die einfachen Scharschindeln, die Nutschindeln, die Schieferschindeln der Weststeiermark und die Spanschindeln Südkärntens und der ehemaligen Untersteiermark.

Die jüngste Form des Holzdaches ist das Bretterdach, wozu man allerdings gesägte Bretter verwendet, was die Haltbarkeit des Daches wesentlich vermindert[60].

Zu den harten Deckungen, die heute durchwegs verwendet werden, zählt man als älteste Art das Ziegeldach in seinen verschiedenen Möglichkeiten, das Eternitdach, das Betonplattendach usw.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Wo immer man dem historischen Bauernhaus in freier Landschaft begegnet, wird seine unverkennbare Beziehung zur Natur, aus der es kommt und deren Teil es selbst wieder geworden ist, festzustellen sein. Die ehedem ausschließliche Verwendung naturhafter Baustoffe, funktionsgerechte und materialgerechte, auf Klima, Landschaft und Wirtschaft orientierte Bauweise haben dem historischen Bauernhaus oder dem »elementaren« volkstümlichen Bauen in allen Teilen dieser Erde den menschlichen Maßstab und bauliche Qualität bewahrt.

Anmerkungen

[1] V. H. Pöttler, Alte Volksarchitektur. Graz 1975, S. 69 ff.

[2] J. Kräftner, Naive Architektur in Niederösterreich. St. Pölten 1977; P. Schreibmayer, Elementare Architektur. Dissertation an der Technischen Universität Graz 1979.

[3] H. A. Bernatzik, Die große Völkerkunde, Band 1. Leipzig 1937, S. 369, Abb. 199.
Die Buschmänner sind bis in unsere Tage bei der primären Form des Windschirmes geblieben und stehen somit noch am Beginn einer Bauentwicklung. In diesem Zusammenhang ist der Umstand bemerkenswert, daß die Buschmänner einen geminderten Aggressionstrieb besitzen und als besonders friedfertig gelten. Vgl. I. Eibl-Eibesfeldt, Die !Ko-Buschmann-Gesellschaft. Gruppenbildung und Aggressionskontrolle bei einem Jäger- und Sammlervolk. München 1972, S. 92 f. Es drängt sich hier die Frage auf, ob fehlende oder durch Erziehung unterdrückte Aggressivität, die Konrad Lorenz als angeborenen Aggressionstrieb des Menschen bezeichnet, bei Primitivstämmen zu stärkerer Beharrung in ihrer kulturellen Entwicklung führt. Vgl. K. Lorenz, Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression. 1963, S. 69 ff.

[4] H. A. Bernatzik, Völkerkunde. S. 270, Abb. 136.

[5] V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 33 ff.

[6] Vgl. G. Notarnicola, Trulli d'Alberobello. 1940; O. Völkers, Trulli. In: Monatshefte für Baukunst und Städtebau, Jg. 1938.

[7] O. Koenig, Urmotiv Auge. München 1975, S. 47 ff. Die Naturabhängigkeit des Homo sapiens hat in der Primärstufe seiner Kulturevolution nahezu überall zu gleichem oder ähnlichem Wohnverhalten geführt, wobei vor allem die Komponenten Klima und Baumaterial zu Variationen des Themas führten. Die biologische Ausstattung des Menschen bietet auch im Bereich des »Nest- oder Wohnungsbaues« eine vergleichbar wenig differenzierte Ausgangsbasis. Der primitive Mensch war der einzige in Gruppen jagende Primat, was am Beginn der Entwicklung zum Zoon politikon zweifellos auch Konsequenzen auf den Wohnungsbau hatte, der durch Viehzucht und Ackerbau noch wesentlicher und für uns bereits erkennbar beeinflußt wurde. So sind die frühen menschlichen Bauweisen wie Zelte und zeltartige Hütten dem nomadisierenden, der beginnende Pfostenbau schon dem seßhaften Dasein des Menschen zuzuordnen. Vgl. V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 15 ff.

[8] Vgl. W. Schmidbauer, Methodenprobleme der Human-Ethologie. In: Studium Generale, Band 24, S. 462–494.

[9] J. W. Goethe, Sämtliche Werke. Stuttgart 1869, Cotta, 2. Band, S. 418; vgl. K. Lorenz, Böse. S. 241 ff.

[10] K. Lorenz, Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit. Serie Piper Nr. 50, 1973, S. 23 ff.; V. H. Pöttler, Das gute Alte und das gute Neue. In: Steirische Berichte 4/5 1981, Sonderbeilage S. 1–8.

[11] Vgl. O. Koenig, Auge. S. 48 f.

[12] Ders., Über Ursprung und Entwicklung der menschlichen Kleidung. Hg. von der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien 1978; vgl. E. Nienholdt, Kostümkunde, Braunschweig 1961; F. Hottenroth, Handbuch der Deutschen Tracht. Stuttgart o. J.

[13] Architektur der Vergänglichkeit. Lehmbauten der dritten Welt. In: Die neue Sammlung, Staatliches Museum für angewandte Kunst, München, Ausstellung 2 der Serie »Blickpunkte«, 1981; H. A. Bernatzik, Völkerkunde. S. 270.

[14] B. Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. 2. Auflage, Göttingen 1966, S. 92; V. v. Geramb, Vom Werden und von der Würde unserer Bauernhöfe. In: Heimatliches Bauen im Ostalpenraum, Das Joanneum, Sonderband 1941, S. 63.
[15] Verhandlungen und Aufsätze. Hg. v. d. k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Steiermark, N. F. 10, S. 170; E. Lukas, Das Umadumhaus. Graz 1979, S. 43.
[16] H. J. Hansen, Holzbaukunst. Oldenburg 1969, S. 11 ff.
[17] V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 37 ff.
[18] Das Museum für Urgeschichte des Landes Niederösterreich mit urgeschichtlichem Freilichtmuseum in Asparn an der Zaya. 2. Auflage, 1972, S. 25, Abb. 8; W. Modrijan, Aus der Frühgeschichte der Steiermark. In: Steiermark, Land, Leute, Leistungen. Graz 1971, S. 287 ff.
[19] Vgl. Anm. 3.
[20] E. Hubatschek, Bauernwerk in den Bergen. Innsbruck 1961, S. 30 ff.
[21] V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 17 f.
[22] Ders., Volksarchitektur. S. 40 ff., Abb. 18.
[23] R. Meringer, Etymologien zum geflochtenen Haus (= Festgabe für R. Heinzel). Halle 1898, S. 173 ff.; B. Schier, Hauslandschaften. S. 87 ff.
[24] F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 21. Auflage, Berlin 1975, S. 836.
[25] H. Phleps, Alemannische Holzbaukunst. Wiesbaden 1967.
[26] V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 25 f.
[27] B. Schier, Hauslandschaften. S. 31 ff.
[28] Museum für Urgeschichte. S. 32 ff.
[29] F. Kluge, Wörterbuch. S. 257.
[30] A. Zippelius, Vormittelalterliche Zimmerungstechnik in Mitteleuropa. In: Rhein. Jahrbuch für Volkskunde V. Bonn 1954, S. 7–52; H. Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland der Vorzeitmenschen (= Führer zur Urgeschichte). Band 9, 4. Auflage, Augsburg 1929; ders., Haus und Hof im nordischen Raum. Band 1, Haus und Hof der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Leipzig 1937.
[31] H. Keim, Der Pfostenspeicher vom Weghof im Jaufental, ein Zeuge mittelalterlicher Holzbaukunst in Südtirol. In: Der Schlern, 46, 1972, S. 225; V. H. Pöttler, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums, Nr. 5). 3. Auflage, Stübing 1978, S. 155.
[32] Vgl. Anm. 25.
[33] H. Phleps, Holzbaukunst. Der Blockbau. Karlsruhe 1942.
[34] V. v. Geramb, Werden und Würde. S. 66 f., Abb. 19 a und 19 b.
[35] Museum für Urgeschichte. S. 111.
[36] H. Reinerth, Federseemoor.
[37] V. H. Pöttler, Führer. S. 60, 65, 80, 99, 125, 155.
[38] Ders., Führer. S. 47, Glockenturm mit auf Stein gelagerter Grundschwelle.
[39] Vgl. R. Heckl, Oberösterreichische Baufibel. Die Grundformen des ländlichen Bauens. Salzburg 1949, S. 39; V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 53.
[40] Vgl. Anm. 34.
[41] V. H. Pöttler, Führer. S. 153.
[42] R. Pittioni, Zum kulturgeschichtlichen Alter des Blockbaues. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 36, 1931, S. 75–79.
[43] H. J. Hansen, Holzbaukunst. S. 23 ff.; Christian Norberg-Schulz, Frühe Holzarchitektur in Norwegen. Oslo 1969.
[44] Vgl. H. Reinerth, Federseemoor.
[45] V. H. Pöttler, Führer. S. 168 ff., S. 186 ff.
[46] Ders., Volksarchitektur. S. 44 ff.
[47] Ders., Volksarchitektur. S. 45.
[48] Ders., Führer. S. 83.
[49] Tacitus, Germania. Reclam-Ausgabe Nr. 726, 1968, Kap. 16, S. 16 f.
[50] V. H. Pöttler, Die Alphütte von Mittelargen im Österreichischen Freilichtmuseum. In: Jahrbuch Vorarlberger Landesmuseumverein, 1980/81, S. 21, Abb. 10.
[51] V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 45.
[52] Ders., Führer. S. 71 ff., S. 87 ff.
[53] Ders., Führer. S. 56 f., S. 59 f.
[54] Ders., Volksarchitektur. S. 45 f., S. 48 f.
[55] Ders., Volksarchitektur. S. 55 f.
[56] O. Moser, Das Pfettenstuhldach (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band XVII). Wien 1976.
[57] V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 62 ff.; B. Schier, Hauslandschaften. S. 77 ff.
[58] V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 63.
[59] F. Kluge, Wörterbuch. S. 650.
[60] V. H. Pöttler, Volksarchitektur. S. 65 ff.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg

Jahr/Year: 1984

Band/Volume: 1984

Autor(en)/Author(s): Mayr Elisabeth

Artikel/Article: Das Rautensymbol im Viertel ober dem Wienerwald 129-164